

Lebenskunst und Lebensleid

Themenheft 2018



"Der selbstsüchtige Riese" von Oscar Wilde

Impressum

Herausgeber:

OMEGA – Mit dem Sterben leben e.V.

Redaktion:

Inge Kunz, Dr. Marie-Elisabeth Averkamp,
Erika Feyerabend

Redaktionsanschrift:

Inge Kunz, Georg-Vahrenhorst-Weg 10
46397 Bocholt, Mail: inge.kunz@web.de

Auflage:

2000 Exemplare

Für den Inhalt der veröffentlichten Artikel sind die genannten Verfasser verantwortlich. Deren Meinung spiegelt nicht in jedem Fall die Ansicht der Redaktion wider.

Mitglied im:



Inhalt

Vorwort	4
----------------------	---

Tod und Sterben in Kunst und Literatur

<i>Erika Feyerabend</i> : Besorgte Zeitlichkeit	6
<i>Teresa von Avila</i> : Gebet eines älter werdenden Menschen	14
<i>Martin Schmidt</i> : Mit dem Sterben leben unter den Bedingungen der Textilindustrie ...	15
<i>Manuel Kreiner</i> : Sterben begleiten	29
<i>Ausschnitt aus der Dokumentationen</i> : Zwischen Planungssicherheit und Sorgegesprächen	36
<i>Ausschnitt aus der Dokumentationen</i> : Ökonomien des Sterbens	37
<i>Hanns Dieter Hüsch</i> : Ein neues Kapitel	38
<i>Märchen der Brüder Grimm</i> : Der Gevatter Tod	40
<i>Nasreddin</i> : Humoristische Weisheiten aus einer anderen Welt	43

Buchempfehlungen

<i>Thomas Macho</i> : Das Leben nehmen. Suizid in der Moderne.	44
<i>Michel de Montaigne</i> : ESSAIS	45
<i>Velma Wallis</i> : Zwei alte Frauen, eine Legende von Verrat und Tapferkeit	47
<i>Gisela Rest-Hartjes</i> : Wörter bauen Brücken, Handbuch zur Poesietherapie	48
<i>Blaubeerblau</i> : Fernsehfilm von Rainer Kaufmann	49
<i>Ulrich Greb / Felix Mannheim (Hg.)</i> : über Gehen – Lebensgrenzen, Todesbilder und Abschiedskultur	50
<i>OMEGA – mit dem Sterben leben e.V.</i> : Hg: Materialien für den Unterricht	51
<i>Otto Reuter</i> : In 50 Jahren ist alles vorbei (Ballade, gesungener Text)	52

Vorwort

Tod und Sterben sind heutzutage öffentlich vor allem ein medizinisches Thema. An allgemeiner Aufmerksamkeit hat auch die palliative Versorgung gewonnen. Wir möchten uns in diesem Omega-Rundbrief einem anderen – oft weniger berücksichtigten – Schwerpunkt widmen: der kulturellen Auseinandersetzung um diese existenziellen Fragen.

Deshalb zitieren wir in dieser Ausgabe kleine Texte aus der Welt der Märchen, des politischen Kabarets, der Lyrik oder des Aphorismus aus fernen Zeiten und einer fernen Kultur. Auch in der bildenden Kunst und Literatur sind Sterben und Sterblichkeit ein zentrales Thema, das wir anhand einiger Beispiele in Erinnerung rufen möchten. Wir folgen damit den Überlegungen des französischen Philosophen Vladimir Jankélévitch, der vor mehr als einem halben Jahrhundert schrieb: „Das Nachsinnen über den Tod ist keiner Kategorie von Forschern vorbehalten, es ist eine bestimmte allgemeine Betrachtungsweise der Existenz in ihrer Ganzheit (...) ist ebenso wie die Liebe buchstäblich die Angelegenheit aller; **jeder ist zuständig, niemand hält ein Monopol.**“

Der Omega-Rundbrief hat neben Inge Kunz und Mariele Averkamp ein neues Mitglied im Redaktionsteam: Erika Fey-

erabend ist Omega Beiratsmitglied, Journalistin und Sozialwissenschaftlerin.

Erstmalig wird der Rundbrief aus einem Mantel bestehen, der jeweils einen Schwerpunkt beinhaltet und nicht so schnell veraltet. Alle Informationen zum Vereinsleben, den Aktivitäten der OMEGA Regionalgruppen und kooperierenden Hospizdienste werden in einer Vereinsbeilage erscheinen, die dem Rundbrief separat beigelegt ist. Der Mantel mit Schwerpunktthema wird mindestens einmal im Jahr erscheinen, die Vereinsbeilage öfter.

Im wissenschaftlichen Beirat von OMEGA hatten wir Ende letzten Jahres einen „Themenspeicher“ diskutiert, der für die zukünftigen Ausgaben des Rundbriefes Orientierungen für interessante Schwerpunktthemen bietet. Spannend fanden wir:

- Die Babyboomer-Generation kommt in die Jahre. Welche Veränderungen bringt das mit sich – in der Pflege, den gewünschten Wohnformen, in der hospizlichen Begleitung?
- Die bundesdeutsche Gesellschaft wird bunter. Auch Asylbewerber/innen, Migranten und Migrantinnen, geflohene Menschen werden älter, u.U. pflegebedürftig und sind früher oder später dem Tode nahe. Welche

Herausforderungen stellen sich in der Sterbebegleitung, für das Pflegepersonal, in den Hospizdiensten? Welche Trauer- und auch Begräbniskulturen sollten bekannt sein bzw. berücksichtigt werden?

- Pathologisierung von Trauer – Trauer als Krankheit?! Über geltende Abrechnungsmodalitäten gelingt die finanzielle Absicherung trauernder Angehörige nur mit einem anerkannten „Krankheitswert“, der in internationalen Klassifikation psychischer Störungen definiert wird. Wie verändern sich dabei eigene Einstellungen oder auch jene der Trauernden? Was bedeutet dies für die Trauerbegleitung in den Trauercafés, Trauergesprächen und den Vorbereitungskursen?
- Ehrenamt heute. Das „Ehrenamt“ in der sozialen Betreuung ist längst nicht mehr „einheitlich“. Es gibt gänzlich unbezahlte Hospizbegleiter/innen, es gibt aber zunehmend auch geringfügig Beschäftigte, die als Alltags-, Demenz- und Seniorenbegleiter/innen Pflegebedürftige und

sterbende Menschen unterstützen. Es gibt zunehmend – mit der sozialen Schieflage und beispielsweise der Geflohenen ohne Duldung – Menschen, die sich keine zusätzlichen Hilfen leisten können, keinen Versicherungsschutz und keine Pflegeeinstufungen haben. Welche Schicksale und Lebensgeschichten begegnen uns? Welche sozialpolitischen und praktischen (Heraus)Forderungen ergeben sich für Hospizdienste und engagierte Bürger/innen?

Wir sind aber auch offen für weitere Ideen, für neue Themen, für Anregungen, wenn jemand zu dem ein oder anderen Thema Wissen und Beiträge liefern kann. Wer Spaß an einer kontinuierlichen Rundbrief-Mitarbeit hat, kann sich gern bei uns melden. Lob und Kritik an dieser wie an den zukünftigen Rundbriefen sind uns willkommen.

Erika Feyerabend

Besorgte Zeitlichkeit

von Erika Feyerabend, Sozialwissenschaftlerin

Die Gewissheit des Todes und die Ungewissheit seines Eintritts ist so etwas wie eine menschlich Universalie. Die Distanz zwischen der Einsicht, dass alle Menschen sterblich sind und der – im Grundsatz – unfassbaren, unvorstellbaren Tatsächlichkeit des eigenen Todes, ist nicht zu überwinden. „Weil die Zukünftigkeit des eigenen Todes nicht vergegenwärtigt werden kann, nimmt sie leicht einen abstrakten Charakter an; weil der Zeitpunkt des Todes ungewiss ist und der Tod in keinem Augenblick notwendig ist, verschieben wir ihn gerne auf den Sankt-Nimmerleins-Tag.“

Das schrieb der französische Philosoph Vladimir Jankélévitch in seinem, 1977 veröffentlichten Buch „Der Tod“. (Jankélévitch 2005, 28) „Der Mensch ist hilflos, wenn er sich plötzlich Auge in Auge einer Zukunft gegenüber sieht, die nicht dazu gemacht schien, empirisch einzutreten.“ (Jankélévitch 2005, 28) Der Autor fragt sich angesichts dieser Lage: „Wie über diesen Augenblick sprechen, der kein danach kennt?“ (Jankélévitch 2005, 113) Wie wir mit Tod und Sterben umgehen und darüber sprechen, ist an das Leben gebunden, das wir in einer bestimmten Epoche und Gesellschaft führen.

Gegenwärtig dominiert die Behauptung, in der Moderne werden Tod und Sterben

verdrängt und ausgeschlossen. Das hat schon der bedeutende Kulturtheoretiker Walter Benjamin so gesehen. In seiner Studie über das Wesen von Erzählungen und Romanen aus dem Jahr 1936 behauptete er: Der unbewusste „Hauptzweck“ der bürgerlichen Gesellschaft ist es vielleicht gewesen, „den Leuten die Möglichkeit zu verschaffen, sich dem Anblick von Sterbenden zu entziehen“ (Benjamin 2007, 113). Benjamin erinnert in diesem Zusammenhang an die Bilder des Mittelalters, „auf denen das Sterbebett sich in einen Thron verwandelt hat, dem durch weitgeöffnete Türen des Sterbehauses das Volk sich entgegen drängt – Sterben wird im Verlauf der Neuzeit aus der Merkwelt der Lebenden immer weiter herausgedrängt. Ehemals kein Haus, kaum ein Zimmer, in dem nicht schon einmal jemand gestorben war. (...) Heute sind die Bürger in Räumen, welche rein vom Sterben geblieben sind, Trockenwohner der Ewigkeit, und sie werden, wenn es mit ihnen zu Ende geht, von den Erben in Sanatorien oder in Krankenhäusern verstaubt.“ (ebda.)

Allgegenwärtige Todesverdrängung?

Sind Sterbende und der Tod tatsächlich in der Lebenswelt der heutigen weitgehend „ausgebürgert“ – wie es der Kulturhistoriker Philipp Ariès – im Übrigen Schüler von Vladimir Jankélévitch – in

der „Geschichte des Todes“ in den 1960er Jahren beschrieb? Ist das Phänomen der Endlichkeit weitgehend unsichtbar geworden und die Konfrontation mit der eigenen Sterblichkeit passé? Viele behaupten das. Was die mediale Präsenz anbelangt, kann das heute nicht mehr überzeugen. Kein Kriminalfilm kommt heute ohne Tote aus, meistens werden die Leichen gezeigt und wir dürfen den Gerichtsmedizinerinnen beim Obduzieren zuschauen. Die Nachrichtensendungen sind voll von Opfern verschiedener Kriege oder Katastrophen rund um den Erdball. Mittlerweile beschäftigen sich aber auch Dokumentarfilme mit Sterbenden, mit Trauer, mit Begräbniskulturen. Gut, es ist immer der Tod der anderen und nicht der eigene – über den sich nach Ansicht Jankélévitch ohnehin nichts Gescheites sagen lässt.

In früheren Epochen wurde man von Geistlichen aufgefordert an den eigenen Tod zu denken oder von Philosophen zur Ordnung gerufen, sich nicht nur mit der irdischen Zwischenzeit zu beschäftigen. Heute ist eine „besorgte Zeitlichkeit“ entstanden, in der eine Art von „medizinischen Priestern“ vor einem selbstverschuldeten, frühzeitigen Tod warnen, falls ihre Strategien zur Erlangung von Langlebigkeit in Form von zahlreichen Vorschriften für eine gesunde Lebensführung nicht befolgt werden. Überhaupt sind Tod und Sterben medicalisiert und verrechtlicht. Die öffentlichen Auseinandersetzungen über den Hirntod in der Transplantationsmedizin, um medizinisch assistierten Suizid oder auch Sterbehilfe zeugen davon. Ebenso

wie die unüberschaubare Ratgeberliteratur und die Anrufungen des Individuums, das eigene Sterben zu planen und so einem „selbstbestimmten Tod“ ins Auge blicken zu können. All das fördert nicht die Erkenntnisse über den Tod, es mindert auch nicht die bleibende Distanz zwischen der Einsicht, eine sterbliche Kreatur zu sein und der irgendwann eintretenden Tatsächlichkeit des Todes. Aber es sagt sehr viel aus über das Leben, das wir zuvor führen. Der Schrecken des Todes ist weder über Medizin noch Rechtsordnung oder Planung gebannt, vielmehr tritt er so offen zutage. Heute wird nicht mehr der plötzliche, rituell unvollständige, unzeitige Tod gefürchtet, der ja auch tatsächlich seltener geworden ist als in früheren Epochen. Es ist das langsame, schleichend Ende des Lebens in hohem Alter und Krankheit, das Zeit für den planerischen Umgang nahelegt. Heute liegt der Schrecken dort, wo Kontrollverluste drohen, die durch rationale Entscheidung über den Todeszeitpunkt per Dienstleistung „Sterbehilfe“ oder „assistierter Selbsttötung“ oder zumindest quasi vertraglich bestimmtem Behandlungsabbruch vermieden werden soll. Erzählen und Erfahrungen haben hier keinen Raum. Es dominiert die „Information“, die nach Benjamin sich gänzlich an den Augenblick ausliefern muss, und ohne Zeit zu verlieren. Sie ist nicht nachhaltig und wird schnell vergessen.

Die allgegenwärtige Klage über die allgemeine Todesverdrängung ist aber noch in anderer Hinsicht befragbar. Im Pflegereport 2016 (Thomas Klie 2016, 7) gaben im Rahmen einer aufwändigen

Befragung 41 % der Interviewten an, sich in ihrem persönlichen Umfeld öfter oder gelegentlich mit Fragen des Sterbens und des Todes auseinandergesetzt zu haben, nur 13 % scheinen dies nicht zu tun. Es sind vor allem die medizinischen und juristischen Experten, die die Inkompetenz des Einzelnen stetig aufs Neue erklären, um sich selbst als unentbehrliche Ratgeber zu inszenieren. Sich mit dem Tod und dem Sterben zu beschäftigen, wird von ihnen nur wahrgenommen, wenn diese Beschäftigung in Formularen dokumentiert wird und Handlungsanleitungen für ihren Berufsstand enthält. Das Sprechen über unser gemeinsames Schicksal kann aber viele Formen annehmen und gänzlich undokumentiert bleiben. Möglicherweise ist der „ausgebürgerte Tod“ ohnehin nur in einem kleinen Zeitfenster berechtigt als exklusives Phänomen der Moderne kritisiert worden. Möglicherweise war dies besonders nach dem 2. Weltkrieg der Fall, als Ergebnis alltäglicher Konfrontation mit dem massenhaften Sterben, das nach Verdrängung rief, auch in Form überzogener Versprechen und Hoffnungen von und an moderne Medizin.

Literatur und bildende Kunst sind jedenfalls voll von Erfahrungen mit dem Sterben Nahestehender, und mit Versuchen, dem „Tod vorzulaufen“ (Martin Heidegger), mit Fiktionen von der Macht über den Tod(eszeitpunkt). „Das Nachsinnen über den Tod ist keiner Kategorie von Forschern vorbehalten, es ist eine bestimmte allgemeine Betrachtungsweise der Existenz in ihrer Ganzheit (...) ist ebenso wie die Liebe buchstäblich die

Angelegenheit aller; jeder ist zuständig, niemand hält ein Monopol.“ (Jankélévitch 2005, 72)

Sozialbürokratisches Sterbemanagement

Der 1978 erschiene Roman „Der Moderne Tod. Vom Ende der Humanität“ von Carl-Henning Wijkmark thematisiert den Tod als ein soziales Phänomen wie Geburtenziffern, Ehestand oder Kriminalität, medizinisch vorhersehbar, politisch herstellbar. Die Unpersönlichkeit von Statistiken und Durchschnittswerten nimmt jegliche private Tragik und fordert auf, bedrohliche Kurven oder Diagramme durch sozialbürokratische Interventionen zu gestalten.

Die Geschichte erzählt von einem Symposium zum Thema „Der letzte Lebensabschnitt des Menschen“. Bert Persson, Ministerialdirektor und Mitglied einer gleichnamigen Projektgruppe im Sozialministerium leitet dieses Symposium und schaut zurück auf die 1970er Jahre: Damals war die Zeit für Euthanasiebeschlüsse noch nicht reif. Die Ökonomen spielten eine untergeordnete Rolle und die Ärzte wollten nicht als „potentielle Henker“ dastehen. Eine „massive Meinungsbildung in gesellschaftlicher Regie“ hatte noch nicht stattgefunden. Nun sei es allerhöchste Zeit dafür: „Die Bevölkerungspyramide ist ungünstig. 75 % der Pflegekosten entfallen auf Langzeitpflege und Pflege hoffnungsloser Fälle. (...) Unter den 25 % Produktiven (...) herrscht verzweifelte Unzufriedenheit.“ (Carl-Henning Wijkmark 2001,

11) Person weiß: eine gesellschaftliche Planung, die auf Tötung alter oder behinderter Pflegebedürftiger hinausläuft ist heikel, aber sie sei unerlässlich: „Wir brauchen schnell mehr Tote, um es ganz brutal zu sagen ... Und die Wurzel des Übels ist nicht primär, daß die Euthanasie ungesetzlich ist, sondern sie ist es, weil so wenige eine Euthanasie verlangen. (...) Es muss wieder natürlich werden, zu sterben wenn die aktive Zeit vorbei ist. Wir müssen die Probleme mit den Alten lösen, nicht gegen sie“ (Wijkmark 2001, 13). Seine Projektgruppe hat eine versteckte Meinungsfrage gemacht und festgestellt: Es gibt, besonders bei den armen und kranken Alten, eine „Reformbereitschaft“, sprich Euthanasiebereitschaft. Sie wollen nicht der Allgemeinheit zur Last fallen. Dies zu verstärken ist vornehme Aufgabe der Politik. Der „letzte Akt der Selbständigkeit“ – die Entscheidung zum Tod – darf aber nicht erbettelt werden, sondern soll ein „gesetzlich festgelegtes Recht auf Sicherheit“ sein. Im weiteren Verlauf des Symposiums wird diskutiert, wie man den freiwilligen Lebensverzicht etablieren kann. Bert Persson hat nicht nur willige Medizinethiker und SozialökonomInnen geladen, um den selbstbestimmten Lebensverzicht bei alten Menschen zu mobilisieren. Sein Gegenspieler ist der Schriftsteller und Historiker Axel Rönning. Er nennt die angestrebte „Sterbedienstleistung“ den „modernen Tod“, der zu dem Leben davor passe. „Wir dürfen existieren. Zuerst als Produktionsfaktoren. Dann als Gnade als Alte und bald nicht einmal mehr das“ (Wijkmark 2001, 82).

Über die Einsamkeit des Sterbenden

Sozialbürokratisch und planerisch geht es in dem Roman „Der Tod des Iwan Iljitsch“ von Leo Tolstoi noch nicht zu. Diese Erzählung aus dem 19. Jahrhundert trägt aber schon die Insignien einer modernen Todesangst in sich, die den Sterbenden einsam zurücklässt, umgeben von Ärzten, von schweigenden und lügenden Angehörigen in einer gänzlich säkularen Gesellschaft ohne jede Jenseitsphantasie.

Mit dem dauerhaften Schmerz und der ahnungsvollen Gewissheit, bald sterben zu müssen, bleibt der früher erfolgreiche und karriereorientierte Beamte Iwan Iljitsch zutiefst alleine. Die zu Rate gezogenen Ärzte konnten die Ursache seiner Schmerzen nicht benennen. Iljitsch verliert das Grundvertrauen in seinen Körper, in sich selbst und die Welt geht ihm verloren. Er fühlt sich nur noch ausgeliefert, verliert sein Zeitgefühl und der gesamte Tagesablauf gerät aus den Fugen. Iwan Iljitsch vereinsamt in seinem Schmerz und angesichts der heraufziehenden Todesgewissheit. Es hilft ihm nicht, diese Tatsache an der Figur des „Cajus“ – der Mensch an sich ist – abzuwehren: „Cajus, der war in der Tat sterblich, und wenn er starb, so war es ganz in der Ordnung; ich dagegen, ich, Wanja, ich, Iwan Iljitsch, mit all meinen Gefühlen und Gedanken – bei mir ist es nun einmal eine ganz andere Sache. Und es kann ja gar nicht sein, dass auch ich sterben muss“ (Tolstoi 1965, 56). Auch die Umgebung tut sich schwer. Die

Ärzte und seine Familie schweigen oder lügen und gehen ihren gewöhnlichen Geschäften oder Vergnügungen nach: „... während seine Umgebung ihn nicht begriff oder vielleicht auch nicht begreifen wollte und sich der Ansicht hingab, dass alles auf der Welt genauso ginge wie zuvor. Dieses letztere peinigte Iwan Iljitsch mehr als alles andere“ (Tolstoi 1965, 46). Der einzige Vertraute wird sein Diener Garassim. Der Bursche vom Land lügt nie, hilft dem Kranken und versteht wohl als einziger die Lage: „Alle werden wir sterben. Warum sich nicht ein bisschen Mühe geben“ (Tolstoi 1965, 64)? Angesichts des nahen Todes sieht Iwan Illitsch sein vorheriges Leben – angefüllt mit dem Streben nach gesellschaftlicher Stellung – als verfehlt an. „Wenn aber alles so sinnlos und widerlich ist, warum dann sterben und unter Leiden sterben? ...Und die innere Stimme antwortete: ‚Weil das so ist und aus keinem besonderen Anlass‘“ (Tolstoi 1965, 79).

Diktatur des letzten Augenblicks

Über den Tod denken, schreiben, erzählen, ist „von halbem Nichtwissen oder gelehrter Unwissenheit“ (Jankélévitch 2005, 164) getragen. Was in der Regel auf jeden Fall ungewiss ist, das ist die Stunde des eigenen Todes. Die Kontrolle über den Todeszeitpunkt kann als ein Angebot verstanden werden, diese Gefahr des Lebens – heute eben vor allem des Siechtums – zähmen zu können. Andererseits ist der ungewisse Todeszeitpunkt eine optimistische Hoffnung auf ein wenig mehr Lebenszeit. Sonst wäre das verbleibende Leben nur noch eine

Frist und von der Hoffnungslosigkeit der zum Tode Verurteilten gezeichnet. Es ist doch gerade diese Ungewissheit, die die Furcht vor dem Ende etwas mildert. Jeder Augenblick würde von der Lebenszeit abgezogen und könnte auch nicht mehr sorglos verschwendet werden.

„Man versteht, dass Prometheus, indem er den Menschen das Vorwissen von seiner Todesstunde verweigert, ihm eine widernatürliche Qual ersparen wollte; so müssen wir die Augenblicke, die wir noch vor uns haben, nicht wie Körner verlesen oder Silbe für Silbe buchstabieren. Prometheus gewährt uns die Gunst der Unwissenheit und damit die Illusion der Zukunft.“ (Jankélévitch 2005, 184)

Der Schriftsteller und Literaturnobelpreisträger Elias Canetti hat sich zeitlebens mit dem Phänomen der Macht – auch über den Tod – beschäftigt. In seinem Theaterstück „Die Befristeten“ (Canetti 2004) von 1952 entwirft er eine fiktive Gesellschaft, in der alle Menschen ihren Todestag kennen und damit ihre verfügbare Lebenszeit. Jeder soll sein Geburts- und sein Sterbedatum in einer versiegelten Kapsel um den Hals tragen und muss diese Daten als höchstes Geheimnis hüten. Doch der Name jedes einzelnen gibt Auskunft über die Lebensfrist. Wer 15 heißt, hat eine von 15 Jahren, wer 87 heißt, eine von 87 Jahren. So sollen die Menschen befreit sein von ihrer Todesfurcht. Dafür aber bemisst sich der Wert des Menschen an seiner Lebenszeit. Die besonders Langlebigen gelten als erfolgreich, die Kurzlebigen als Versager. Nur der „Kapselan“ als oberster Repräsentant des Staates darf

die Kapsel einsehen. Er weiß, wann der „Augenblick“ gekommen ist und verwaltet das ungleich verteilte Lebenskapital. Vorzeitiges Sterben oder eine kleine Zugabe an Leben gibt es in der „Diktatur des letzten Augenblicks“ nicht. Über die eigene Lebensdauer verfügt man wie über Geld oder Besitz, und weder Krankheit noch Zufall kann den „Befristeten“ etwas anhaben. Sie können aber auch ihr Leben nicht aufs Spiel setzen. Was ist schlimmer, der Zweifel oder die Gewissheit? Canetti's Antwort: Es ist die Ungewissheit, die uns in Bewegung hält. Die Kontrolle des Unverfügbaren ist diktatorisch. Ein Außenseiter namens 50 rebelliert gegen diese Ordnung und stellt am Ende fest: Die Kapsel ist leer.

Vergängliche Herrschaft über Mensch und Zeit

Auch der österreichische Schriftsteller Christoph Ransmayr hat sich mit der Macht über den Tod, die immer in Gestalt der Macht über das Leben der Menschen daher kommt, beschäftigt. In seiner phantastischen Geschichte über „Cox oder Den Lauf der Zeit“ erzählt er vom berühmten Uhren- und Automatenbauer Alister Cox, der tatsächlich gelebt hat und im 18. Jahrhundert die kunstvollsten und technisch versiertesten Uhren seiner Zeit an die Königshöfe Europas lieferte – auch an den damaligen Kaiser von China, Quiánlóng. Damit enden die historischen Analogien. Im Roman macht sich Alister Cox mit drei seiner besten Mitarbeiter auf den Weg nach China, um für den Kaiser Uhren zu bauen. Er nimmt diese Strapazen auf sich, weil

er ein zutiefst verzweifelter Mann ist, dessen innig geliebte fünfjährige Tochter Abigail zwei Jahre zuvor gestorben war. „In den zwei Jahren, die seither verstrichen waren, hatte Cox in jeder Stunde jedes Tages an Abigail gedacht und hatte aufgehört Uhren zu bauen. Er wollte kein einziges Zahnrad, keine Hemmung, kein Pendel und keine Unruh mehr an seinen Werkbänken fertigen, wenn jedes dieser Teile doch nur der Messung einer verfliegenden, um keine Kostbarkeit der Welt zu vermehrenden Zeit dienen sollte“ (Ransmayer 2016, 21)! Sein Auftraggeber, der gottgleiche vierte Kaiser der Qing-Dynastie, herrscht gnadenlos über seiner Untertanen – mit Soldatenheer, Folter und absoluter Kontrolle darüber, was den Menschen zu sehen erlaubt ist. Unter seinem Diktat leben zwölf Ehefrauen und mehr als dreitausend Konkubinen. Sogar über das Wetter und die Jahreszeiten meint er gebieten zu können. Doch Quiánlóng will noch mehr Macht. „Der Kaiser wollte, dass Cox ihm für die fliegenden, kriechenden oder erstarrten Zeiten eines menschlichen Lebens Uhren baute, Maschinen, die gemäß dem Zeitempfinden eines Liebenden, eines Kindes, eines Verurteilten (...) den Stunden- oder Tageskreis anzeigen sollten – das wechselnde Tempo der Zeit“ (Ransmayr 2016, 83). Cox soll also das subjektive Zeitempfinden sicht- und messbar machen. So entstehen in Erinnerung an seine tote Tochter eine phantastische Kindheitsuhr mit Zauberfiguren und Kristallstaub spuckenden Kanonen, und eine Sterbeuhr. Schlussendlich will Quiánlóng auch noch eine „zeitlose Uhr“. Eine Uhr, die niemals

stehenbleibt und nichts Geringeres als die Unendlichkeit bemisst. Der Auftrag kommt einem Todesurteil gleich, denn er ist gleich doppelt unerfüllbar. Jedes Material ist irgendwann zerschissen und so ein *perpetuum mobile* würde auch die Göttlichkeit des Allmächtigen verhöhnen. Cox findet einen Ausweg. Durch den Verlust seiner Tochter hat er die eigene Unzulänglichkeit erfahren. Zu dieser Einsicht verhilft er dem Kaiser von China, der am Ende eben auch nur ein kleiner, vergänglicher Mensch ist. Das ist tröstlich und zeigt auf, dass die Macht über das Leben der Menschen ihre Grenze an der persönlich unfassbaren aber doch unumstößlichen, wahren Sterblichkeit findet.

Solidarität der Sterblichen

Sozialplanerisches Verwalten, private Vorsorge, Gesundheitsprogramm, der politische Wille zur Macht über die Lebenszeit, all das nimmt dem Tod nicht den Stachel. Der bleibt. Milderung verspricht vielleicht das Erzählen in Wort und Schrift. Walter Benjamin lobt das Erzählen, das unmittelbar mit der gelebten Erfahrung zu tun hat und der Stoff ist, „aus dem die Geschichten werden“, die „ihre tradierbare Form am ersten am Sterbenden annimmt. (...) So wie im Innern des Menschen mit dem Ablauf des Lebens eine Folge von Bildern sich in Bewegung setzt – bestehend aus den Ansichten der eigenen Person, unter denen er, ohne es inne zu werden, sich selber begegnet ist -, so geht mit einem Mal in seinen Mienen und Blicken das Unvergeßliche auf und teilt allem, was

ihn betraf, die Autorität mit, die auch der ärmste Schächer im Sterben für die Lebenden um ihn her besitzt. Am Ursprung des Erzählten steht diese Autorität“ (Benjamin 2007, 113f). Anders der Roman, der einsam geschrieben wird, in dem Erlebtes sich vom unmittelbar Erfahrenen und der eigenen Zeitlichkeit löst: „Die ganze innere Handlung des Romans ist nichts als ein Kampf gegen die Macht der Zeit. (...) Das, was den Leser zum Roman zieht, ist die Hoffnung sein fröstelndes Leben an einem Tod, von dem er liest, zu wärmen“ (Benjamin 2007, 118).

Ein schönes Beispiel: Am Ende des Romans von Simone de Beauvoir „Alle Menschen sind sterblich“ schaut der auf geheimnisvolle Weise unsterbliche Held Fosca nach sechs Jahrhunderten europäischer Geschichte mit ihren Eroberungen, Revolten, Betrügereien und vergeblichen Hoffnungen in der Liebe, der Arbeit und der Politik sehnsuchtsvoll auf die Sterblichen: „... ich konnte mein Leben nicht einsetzen, ich konnte nicht mit ihnen lächeln, nie waren Tränen in meinen Augen, nie Feuer in meinem Herzen. Ein Mensch von nirgendwo, ohne Vergangenheit, ohne Zukunft und ohne Gegenwart. Ich wollte nichts. Ich war niemand. Ich ging Schritt für Schritt dem Horizont zu, der immer vor mir entwich; (...) ein Augenblick vernichtete ewig den andern, meine Hände blieben immer leer. Ein Fremder war ich, ein Toter. Sie waren Menschen, sie lebten. Ich war keiner der Ihren. Ich hatte nichts zu hoffen ...“ (Beauvoir 1995, 307). Es stellt sich so etwas ein wie eine „Solidarität der Sterblichen“.

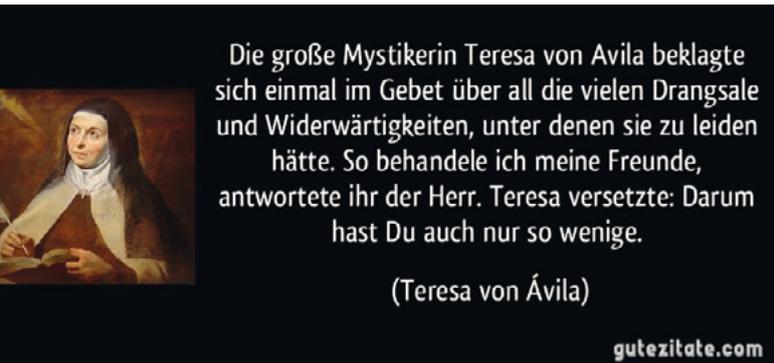
Mitleidig schaut man sich dagegen den armen Fosca an, den Unsterblichen. Auch Janélévitch, der oft wütend und grimmig auf den Tod schaut – besonders, wenn er romantisiert wird – hält philosophischen Trost bereit, wenn er den Tod mit dem Meer vergleicht, das die Kontinente trennt, zugleich aber Verbindungswege bereitstellt fürs Reisen und Handeltreiben. Das ist eine ausgeklügelte „Ökonomie“, die begrenzte Zeit, die erst das Werden möglich macht. „Dem Werden ist es zu verdanken, wenn das Tragische der Hoffnungslosigkeit schlicht und einfach nur ernst ist“ (Jankélévitch, 144). Und auch die „schlechte Synchronisation von Sinn und Sein“ lässt allzu oft erst nach beendetem Leben dessen Botschaften erkennen. „Der entkörperliche Sinn enthält einen Zauber, deshalb ist der Blick, das Lächeln, die letzten Worte, eben zauberhaft“ (Jankélévitch, 159). Und auch die Hospizbewegung ist von einem Hoffnungsmotiv für die Gemeinschaft der Sterblichen getragen. Über das geteilte Schicksal, die erzählte Erfahrung und die praktische (Für)Sorge um die anderen, kann der Schrecken des tatsächlichen Sterbens sozialisiert und geteilt werden. Was für ein Glück!

Literatur:

- Walter Benjamin (2007). *Erzählen. Der Erzähler (103-128)*. Frankfurt/M. (Suhrkamp Verlag)
- Simone de Beauvoir (1995). *Alle Menschen sind sterblich*. Reinbeck (Rowohlt Verlag)
- Elias Canetti (2004). *Dramen. Die Befristeten (179-245)*. Frankfurt/M. (S.Fischer Verlag)
- Vladimir Jankélévitch. (2005). *Der Tod*. Frankfurt/M. (Suhrkamp Verlag)
- Thomas Klie (2016). *Pflegereport 2016*, Hamburg/Freiburg
- Christoph Ransmayr (2016). *Cox oder Der Lauf der Zeit*. Frankfurt/M. (S.Fischer Verlag)
- Leo Tolstoi (1965). *Der Tod des Iwan Iljitsch*. Stuttgart (Philipp Reclam)

Gebet des älter werdenden Menschen

Teresa von Avila (1515–1582)



O Gott, Du weißt besser als ich, dass ich von Tag zu Tag älter und eines Tages alt sein werde.

Bewahre mich vor der Einbildung, bei jeder Gelegenheit und zu jedem Thema etwas sagen zu müssen.

Erlöse mich von der großen Leidenschaft, die Angelegenheiten anderer ordnen zu wollen.

Lehre mich, nachdenklich aber nicht grüblerisch, hilfreich aber nicht diktatorisch zu sein.

Bei meiner ungeheuren Ansammlung von Weisheit erscheint es mir ja schade, sie nicht weiterzugeben - aber Du verstehst, o Gott, dass ich mir ein paar Freundinnen erhalten möchte.

Bewahre mich vor der Aufzählung endloser Einzelheiten und verleihe mir Schwingen, zur Pointe zu gelangen.

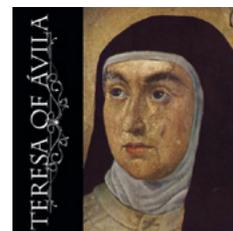
Lehre mich schweigen über meine Krankheiten und Beschwerden. Sie nehmen zu – und die Lust, sie zu beschreiben, wächst von Jahr zu Jahr.

Ich wage nicht, die Gabe zu erleben, mir die Krankheitsschilderungen anderer mit Freuden anzuhören, aber lehre mich, sie geduldig zu ertragen.

Lehre mich die wunderbare Weisheit, dass ich mich irren kann.

Erhalte mich so liebenswert wie möglich. Ich möchte keine Heilige sein - mit ihnen lebt es sich so schwer -, aber eine alte Griesgrämin ist das Krönungswerk des Teufels.

Lehre mich, an anderen Menschen unerwartete Talente zu entdecken, und verleihe mir, o Gott, die schöne Gabe, sie auch zu erwähnen.



Quelle: August 2018, de.wikipedia.org

Wahre Geschichten aus anderen Zeiten. Die Sozialgeschichte bringt uns das Leben und Sterben der Menschen nahe, die unter den widrigsten Bedingungen ihre Existenz sicherten – und nicht selten verloren.

Mit dem Sterben leben unter den Bedingungen der Textilindustrie

von Martin Schmidt, wissenschaftlicher Referent, TextilWerk Bocholt

Die Jubiläumsfeier 30 Jahre OMEGA – Mit dem Sterben leben e.V. – Bocholt – Rhede – Isselburg (1987 – 2017) fand im LWL-Industriemuseum, dem Westfälischen Landesmuseum für Industriekultur, in seinem Standort TextilWerk Bocholt statt. Die meisten Gäste aus der Region kennen das Haus, das am authentischen Ort und mit originalen Objekten viele Aspekte zur Geschichte der Textilindustrie in Westfalen, zur Lebenswelt von Unternehmern und Arbeitern, zur Produktion und ihren Bedingungen erklärt. Der mit diesen Zeilen verschriftlichte Vortrag zum Jubiläum wählt eine andere Perspektive. Mal aus der Hub-schrauberperspektive, mal aus der eines Satelliten sollen Perspektiven und Strukturen aufgezeigt werden, die das Leben und Sterben unter den Bedingungen der Textilindustrie erklären, vor allem aber das „Königreich, die Herrscherin Baumwolle“ in den Blick nehmen.

I.

„Ungesund aber sind [...] durchgehends die Wohnungen des dritten Standes, der gemeinen Arbeitsleut; diese sind gewöhnlich niedrig, dumpfig und feucht. Hier befindet sich [...] die ganze oft zahlreiche Familie

beyeinander, und arbeitet, ißt und trinkt, und betet und bettet sich beysammen. [...] Widrig ist der Eintritt in die Wohnungen der vierten Klasse, der Armen. Diese wohnen meistens in noch engeren und feuchten und dabei äußerst schmutzigen und mit allerley bösen Ausdünstungen angefüllten Kammern. [...] Diese schlechte Beschaffenheit der Kammern, abgerechnet die übrigen der Gesundheit nachtheiligen Umstände der Bewohner, als [da sind]: Mangel an genügsamer und schicklicher Nahrung und Pflege, Kummer und Nahrungssorgen, ist allein für sich schon hinreichend den Körper siech und elend zu machen, und besonders die festen Theile des Körpers zu schwächen. [...] Ein äußerst unangenehmes Gefühl erweckt nun endlich der Eintritt in die Wohnungen der letzten Klasse der Einwohner, der Klasse der ganz Armen. Hier findet man das Gemälde des menschlichen Elends vollkommen getroffen: Hunger, Kummer und Krankheit beysammen.“ (zitiert aus Friedrich Ernst Hesse nach Kraus, 1994, S. 258)

Vor mehr als 210 Jahren schrieb diese Zeilen ein junger Arzt namens Friedrich Ernst Hesse. Ganz im Sinn der Aufklärung lenkte sein Buch aus dem Jahr 1804 mit dem Titel „Einige medizinische Nachrichten und Bemerkungen über

Burtscheidt bei Aachen“ den Blick auf den Menschen, Unternehmer wie Arbeiter, auf Profiteure und Verlierer einer neuen Zeit, die von der Textilindustrie geprägt war. Burtscheid war damals eines jener Städtchen, im Dreieck zwischen Verviers im Westen, Monschau im Süden und Aachen im Osten, in denen im langen 18. Jahrhundert von einer aufstrebenden Unternehmerschaft ein Betriebssystem entwickelt wurde, das diese in die Lage versetzte, feinste Wolltuche für überregionale Absatzmärkte zu produzieren.



Von der levantinischen Küste über das Osmanische Reich, im zaristischen St. Petersburg und in Paris wurden ihre Produkte gehandelt. Johann Wolfgang von Goethe und sein Vater gehörten – glaubt man der Autobiografie des Dichtersturzen – ebenso zu den Kunden wie der päpstliche Hof oder das französische Königshaus. Die Rohstoffe für diese erlesenen Tuche kamen aus aller Herren Länder. Wolle meist aus Spanien und Irland – die heimische genügte nicht den Ansprüchen; Öle und anderes Verbrauchsmaterial bezog man aus

dem Süden Europas, Farbstoffe auch aus Übersee. Doch produziert wurde im ländlichen Raum – wo ein vorgebildetes Arbeitskräftepotential erschlossen werden konnte, welches bereit war, das Spinnen und Weben für niedrige Löhne durchzuführen. In den städtischen Zentren rund um Aachen waren jedoch bereits Jahrzehnte vor der Erfindung faserverarbeitender Maschinen die qualitätssichernden Produktionsschritte zentralisiert worden. Die Textilindustrie hatte mit diesem Betriebssystem Erfolg und wuchs in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts schnell. Ein einzelner Fabrikant, der Verlegerkaufmann Johann Heinrich Scheibler aus Monschau, konnte in den 1780er Jahren behaupten, über 3.500 Menschen in Arbeit und damit in Brot zu halten. Monschau hatte damals keine 2.000 Einwohner und Scheibler war nicht der einzige Unternehmer im heute so idyllischen Eifelort (Schmidt, 2000).

Diese Stufe der wirtschaftlichen Entwicklung, die nicht an ein bestimmtes Jahrhundert gebunden ist, nennen wir auch »Protoindustrialisierung«. »Protoindustrialisierung« bedeutet jedoch nicht nur die Entwicklung eines Betriebssystems auf der Basis verlegter, im Umland der Städtchen lebenden Heimarbeiter und lohnabhängigen Facharbeiter in den neuen Zentren. Diese Phase wirtschaftlicher Entwicklung beschreibt auch ein System, das ein signifikantes Bevölkerungswachstum initiierte (Ebeling, 1997).

Vergleichen wir dieses Phänomen mit gegenwärtigen Entwicklungen in gerade erwachenden Industriebezirken dieser

Erde, werden die Parallelen auffallen. Nicht anders als dies heute für die neuen textilindustriellen Agglomerationen in Indien, Bangladesch oder anderswo gilt, bot das System »Protoindustrie« Optionen, aus der chancenbeschränkten Landwirtschaft auszubrechen, eine Arbeit und damit eine Existenzgrundlage zu finden, um früh eine Familie zu gründen, was das Bevölkerungswachstum durch eine hohe Geburtenrate steigerte.

Und ähnlich den damit verbundenen Wanderungsbewegungen zu den heute noch jungen Zentren der Textilindustrie, waren auch in der Region Aachen – das zeigen alle Untersuchungen – die Menschen mobil; sie migrierten in die damals neuen, heute alten Zentren. Als Tagelöhner, als Spinner, Weber oder Scherer winkte eine Zukunft! Zünfte, die sich dieser Entwicklung hätten in den Weg stellen können, spielten in der Region Aachen keine Rolle. Anders waren die Verhältnisse zum Beispiel rund um die alte Textilstadt Lennep im Bergischen Land. Dort versuchten Landzünfte die Industrialisierung und Proletarisierung mit ihrer zentralen Forderung nach einem gerechten Auskommen für Handwerker aufzuhalten.

Die Konsequenz: Städtchen wie Burtscheid wuchsen schnell, doch nur wenige schafften den Aufstieg, der klassischer Weise aus einem armen Tagelöhner einen zumindest nicht mehr armen Weber hätte machen können. Was denen blühte, die es nicht schafften, beschrieb Hesse eindrucksvoll. Viele stürzte der von der Textilindustrie entfachte Prozess

ins Elend und in den Tod. *„Wie in allen denen Orten, Städten oder Flecken, welche fast nur aus Fabriken bestehen, sieht man auch hier Reichtum und Armuth, Wohlhabenheit und menschliches Elend unmittelbar nebeneinander.“* (zitiert aus Friedrich Ernst Hesse nach Kraus, 1994, S. 258).

Die Wolltuchindustrie legte die Grundlagen für das Betriebssystem der Fabrik – nicht nur in der Region Aachen, sondern auch in den entsprechenden englischen Bezirken. Zu seiner Einführung brauchte man nicht nur Maschinen, sondern zunächst und vor allem die „Dressur“ der Arbeiter, wie es zeitgenössisch ausgedrückt wurde. In den Kernen ihrer Manufakturen wurden jene damals neuen Formen der Organisation und der Entlohnung ausprobiert, die für das Fabriksystem nötig waren. Was diese »Protofabriken« aber nicht zu leisten im Stande waren, war die Menschen darauf vorzubereiten, im Takt der Maschine zu arbeiten, nicht mehr selbstbestimmt Arbeitszeit auszudehnen oder kürzen zu können, aufzuhören, wenn man nicht mehr konnte.

II.

Während in der Region Aachen noch weitgehend ohne Maschinen produziert wurde, schickte sich um 1780 der Elberfelder Kaufmann Johann Gottfried Brügelmann in Ratingen bei Düsseldorf an, ein neues Kapitel der Industriegeschichte des Kontinents aufzuschlagen (Ebeling, 2010). Er hatte einen völlig anderen Markt im Blick als die Fabrikanten in der Region zwischen Aachen und Vervier.

Er zielte nicht auf die noblen Märkte sündhaft teurer Tuche. Er hatte erkannt, dass die Zukunft nicht den traditionellen Fasern wie Schafwolle oder Flachs gehören würde, sondern der Baumwolle. Diese später als »King Cotton« bezeichnete Faser verfügt über viele Vorteile. Sie ist weich und angenehm auf der Haut. Sie ist atmungsaktiv, nimmt Feuchtigkeit auf und gibt diese schnell wieder ab. Baumwollstoffe lassen sich leicht bedrucken und damit schnell den Moden der jeweiligen Saison anpassen – in all dem ähnelt sie der Seide. Und es wundert daher nicht, dass in einem kleinen westfälischen Städtchen namens Bocholt, die Fasern jenes Malvengewächses auch »Baumseide« genannt wurde (Westerhoff, 1984, S. 13-67). Niederländische Handelsschiffe hatten die Baumwolle im 16. Jahrhundert zunächst aus Indien nach Europa gebracht. Von Holland und Flandern aus gelangte der Rohstoff und mit ihm das Know-how seiner Verarbeitung ins westliche Münsterland – eine Region, die traditionell von der Leinenweberei geprägt war. Die in Bocholt ansässigen Mitglieder des Baumseidenamtes (gegründet 1569) arbeiteten noch weitgehend zünftisch geprägt, als Brügelmann andere Wege suchte, um einen Massenmarkt zu bedienen. Denn genau darum ging es: Die Konsumgewohnheiten begannen sich zu ändern. Eine immer breitere Bevölkerungsschicht konnte sich die vergleichsweise günstigen Baumwollgewebe leisten und war bereit, modischen Trends zu folgen. (Syré, 2010) Sicher, im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts hatte dies noch nichts mit jenen Volumina, den Vermarktungs-

strategien und Konsumgewohnheiten unserer Zeit zu tun, doch die europäische Gesellschaft hatte sich auf den Weg dorthin gemacht. Doch bevor der Kaufmann Brügelmann von seiner Idee profitieren konnte, musste ein zentrales Problem gelöst werden:

Wollte Brügelmann einen Massenmarkt beliefern, brauchte er ein günstiges Produkt. Im Textilsektor war dies vor der Einführung von Maschinerie nur möglich, wenn ein großes Potential insbesondere von Spinnern und Spinnerinnen erschlossen werden konnte, welches bei geringer Entlohnung bereit war Garn zu produzieren. In besagter Zeit waren diese auf dem entsprechenden Arbeitskräftemarkt aber nicht mehr zu finden. Konnte man aber nicht über genügend Spinner und Spinnerinnen verfügen, musste Arbeit anders verrichtet werden. Eine Maschine musste her! Nach eigenen Versuchen und offensichtlicher Industriespionage in England gelang das Vorhaben »Spinnmaschine« mit der Abwerbung eines Ingenieurs aus dem Mutterland der Fabrikindustrialisierung. 1782 gebot Johann Gottfried Brügelmann über die wohl erste funktionsfähige Produktionsmaschinerie aus Vor- und Feinspinnmaschinen auf dem Kontinent und – abgeleitet aus der Aachener Region – über das Wissen um die Organisation einer Fabrikproduktion (Schmidt, 2010).

III.

Doch zurück zu unserem eigentlichen Thema: Der arbeitsteilige Produktionsprozess, unterstützt von der Antriebs-

kraft Wasser – Dampf spielte noch lange keine Rolle – machte es möglich, ein nicht gänzlich neues, doch in der Tiefe der Inanspruchnahme so noch nie genutztes Arbeitskräftepotential zu erschließen: Kinder! Die wenigen für die Fabrik gebrauchten Männer arbeiteten als Mechaniker und Aufseher. Einige Frauen erledigten komplexe Aufgaben an den Maschinen. Zwei Drittel der Belegschaft Brügelmanns waren jedoch unter 16 Jahre alt. Und er wurde dafür gefeiert. Es sind wenige Zeugnisse aus dem unmittelbaren Verhältnis »Unternehmer – Arbeiter« aus dieser frühen Phase der Fabrikindustrialisierung überliefert. Doch es zeigt sich, Mütter bettelten geradezu, dass der hohe Herr Brügelmann auch ihre Kinder in seinem neuen Etablissement arbeiten ließe. Aus der Logik der Zeit lässt sich das erklären: Noch war keinem bewusst, was damit den jungen Seelen aufgebürdet werden würde, den kleinen Körpern angetan, denn Brügelmanns Fabrik war – wie gesagt – die erste auf dem Kontinent. Vielmehr ging es den Familien darum, auf diese Weise ihre Subsistenzsicherung auf eine breitere Basis zu stellen. Mit der sogenannten »Family-Wage-Economy«

ließ sich gemeinsam verfügbares Lohn-einkommen aus unterschiedlichen Einkünften kombinieren. Kinder waren Teil dieser Überlebensstrategie. Und manche Kinder wurden die Ernährer ihrer Familie. Das ehemalige Fabrikkind J.A. Oberempts erinnert sich: *„Geboren von dürftigen Aeltern mußte ich schon als Knabe von 8 Jahren die Baumwolle-Spinnerei des Herrn Commercierrath Brügelmann zu Krumford bey Ratingen besuchen, um meine Aeltern ein spärlisches Brot helfen zu verdienen“* (zitiert nach Gellert, 2010, S. 163). Ein Verdienst, als Chance zu leben, dem Hunger und seinen Folgen zu entgehen. Ist das heute in weiten Teilen des afrikanischen und asiatischen Raumes unter den Bedingungen der Textilindustrie anders?

Doch der Reihe nach. Drehen wir die Uhr auf die Jahre um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Noch ist im Raum rund um Bocholt die Welt noch nicht aus den Fugen geraten. Die klassische Fabrikindustrialisierung griff hier im weiteren Umfang erst nach 1850. Deshalb richtet sich der Blick nach England. Hier ist die Entwicklung der Fabrik weit voran geschritten. Manche leben gut von »King Cotton«; viele andere – vor allem Kinder – leiden unter seiner grausamen Herrschaft. Die folgenden Berichte aus den Textilfabriken Englands verdeutlichen, unter welchen Bedingungen das Fabrikssystem der Textilindustrie dieser Jahre Mehrwehrt generierte: Herr Broughton, ein Bezirksbeamter, erklärte als Präsident einer Konferenz in Nottingham vom 14. Januar 1860, dass unter jenem Teil der städtischen Bevölkerung, welches in der Textilfabrikation beschäf-



tigten sei, ein der übrigen zivilisierten Welt unbekannter Grad von Leid und Entbehrung vorherrsche: Seinem Bericht zufolge würden „um 2, 3, 4 Uhr des Morgens [...] Kinder von 9 bis 10 Jahren ihren schmutzigen Betten entrissen und gezwungen, für die nackte Subsistenz bis 10, 11, 12 Uhr nachts zu arbeiten, während ihre Glieder wegschwinden, ihre Gestalt zusammenschrumpft, ihre Gesichtszüge abstumpfen und ihr menschliches Wesen ganz und gar in einem steinähnlichen Torpor erstarrt, dessen bloßer Anblick schauderhaft ist. Wir sind nicht überrascht, daß Herr Mallett und andere Fabrikanten auftraten, um Protest gegen jede Diskussion einzulegen. [...] Das System ist ein System unbeschränkter Sklaverei, Sklaverei in sozialer, physischer, moralischer und intellektueller Beziehung. [...]“ Und er fährt fort: „Wir deklamieren gegen die virginischen und karolinischen Pflanzler [gemeint sind die Plantagenbesitzer in den Südstaaten von Amerika, in Virginia und Süd-Carolina, M.S.]. [Und er fragte:] Ist jedoch ihr Negermarkt, mit allen Schrecken der Peitsche und dem Schacher in Menschenfleisch, abscheulicher als diese langsame Menschenabschlachtung, die vor sich geht, damit Schleier und Kragen zum Vorteil von Kapitalisten fabriziert werden?“ (Marx, 1861-1863).

Das, was Mister Broughton oder das ehemalige Fabrikkind J.A. Oberempt aus Ratingen-Cromford beschrieben haben, erinnert sehr an heutige Verhältnisse – nicht hier im Westen Europas, sondern in anderen Teilen unseres Planeten, in welche Baumwollverarbeitung im Zuge des „Race to the bottom“ – auf der Jagd nach immer günstigeren Möglichkeiten der Produktion – verschoben wurde.

Trotz des immer gewaltigeren Einsatzes von Maschinen fehlten gerade der englischen Industrie vor der großen Krise 1861-1865 immer wieder Arbeitskräfte, was sich nicht allein mit dem Wachstum der Industrie erklären lässt, sondern seine Ursache auch im Sterben der Arbeiterschaft vor ihrer Zeit, d.h. in jungen Jahren, hatte. Der englische Beobachter William Busfield Ferrand's hielt am 27. April 1867 in einer Rede vor dem britischen Unterhaus fest: „Die Baumwollindustrie zählt 90 Jahre ... In drei Generationen der englischen „Race“ hat sie neun Generationen von Baumwollarbeitern verspeist“ (Tomba, 2013, S. 153). Der Hunger der Fabriken war gewaltig. Fabrikantenverbände schlugen der Armenbehörde des Königreiches vor, die Übervölkerung der Ackerbaudistrikte nach Norden in die industriellen Zentren der Insel zu schicken, mit der Erklärung, dass „die Fabrikanten sie absorbieren und konsumieren würden“ (ebd.). Ein anderer Bericht an das Unterhaus in London klärte die Abgeordneten über das Prozedere auf:

„Agenten wurden zu Manchester bestellt mit Einwilligung der Poor Law Commissioners. Agrikulturarbeiterlisten wurden ausgefertigt und diesen Agenten übermacht. Die Fabrikanten liefen in die Büros, und nachdem sie, was ihnen paßte, ausgewählt, wurden die Familien vom Süden Englands verschickt. Diese Menschenpakete wurden geliefert mit Etiketten gleich so viel Güterballen, auf Kanal und Lastwagen - einige stolchten zu Fuß nach, und viele irrten verloren und halb verhungert in den Manufakturdistrikten umher. Dies entwi-

ckelte sich zu einem wahren Handelszweig. Dieser regelmäßige Handel, dieser Schacher in Menschenfleisch dauerte fort, und diese Leute wurden gekauft und verkauft von den Manchester Agenten an die Manchester Fabrikanten, ganz so regelmäßig wie Neger an die Baumwollpflanzer der südlichen Staaten.“ (Marx, 1867, S. 259)

Wer könnte da nicht an das Problem der „Wanderarbeiter“ in China, Pakistan, Indien oder Bangladesch denken?

IV.

Mit den eben gelesenen Zitaten sollte Ihr Augenmerk aber auch auf ein anderes Themenfeld als das Schicksal der Fabrikarbeiter gelenkt werden. Zwei Mal verbunden historische Berichte das Schicksal der Arbeiter mit dem von Sklaven. An dieser Stelle kann nun nicht über das unbeschreibliche Elend, dem Sterben auf den Schiffen behandelt werden, die die »Ware Mensch« von den Küsten Afrikas zu den Plantagen in die Karibik, nach Süd-, Mittel- und Nordamerika brachten – auch wenn dies strenggenommen zum Thema gehört. Vielmehr ist ihr Schicksal zum Anlass zu nehmen, um den Fokus weiter auf das globale System des »King Cotton« zu lenken, unter dem sich das Leben und Sterben unter Bedingungen der Textilindustrie veränderte. Dazu ist es nötig, die Perspektive zu weiten:

Johann Gottfried Brügelmann war einer jener Unternehmer, deren Fähigkeit man so dringend brauchte, um „die radikale Neugestaltung der wichtigsten Industrie der Welt zu organisieren, [die] etwas

ebenso Neues war wie die greifbaren Maschinen und die neue Arbeitsorganisation, die den Erdball seit den 1780er Jahren überzogen. Das Kapital der Kaufleute und die institutionellen Strukturen, die sie schufen, setzten in großen Teilen der Welt die neuen Rhythmen der industriellen Produktion durch. Indem sie



© Quelle: „Das Arbeiterhaus“ Textilmuseum in Bocholt
Hermann Josef Stenkamp (Hg.); Klartext Verlag, Essen 2006

den scheinbar unüberwindlichen Graben zwischen Sklavenplantagen und der Fabrik voller Lohnarbeiter überbrückten, schufen sie den modernen Kapitalismus“ (Beckert, 2014, S. 201). Doch es waren nicht die Fabrikanten allein, die dies möglich machten, sondern jene Kaufleute, die den internationalen Handel mit Baumwolle organisierten und zwischen Fabrikant und Plantagenbesitzer vermittelten. Mehr noch – die Tätigkeit dieser Kaufleute, so einfach und banal sie im täglichen gewesen sein mochte, hilft zu verstehen, wie Kriegskapitalismus sich verbanden. Denn nur unterstützt von Staaten, die als starke Macht die möglichen Anbaugelände zwischen sich aufteilten und die Produktion von Baumwolle gewährleisteten, konn-

ten sie den Rhythmus der Baumwollindustrie auf die globale Landwirtschaft ausdehnen. Was ist damit gemeint?

Die Kaufleute der Industriestaaten hatten erkannt, „dass sie [...] in Indien und anderswo die administrative und rechtliche Macht des imperialen Staates brauchten, um die Landwirtschaft zu transformieren“ (Beckert, 2014, S. 227). Schon das Adjektiv „imperial“ macht deutlich, was gemeint ist: Die Zerschlagung einheimischer Strukturen – was fast immer Krieg, Leid und Tod bedeutete. In von Sklaverei dominierten Baumwollregionen des süd-, mittel- und nordamerikanischen Kontinents brauchten die Kaufleute den Staat und seine Strukturen, um das System maximaler Ausbeutung menschlicher Leistungsfähigkeit bei möglichst geringen Kosten seiner Erhaltung durchzusetzen.

Doch der Thron des »King Cotton« wackelte, als eben ein solcher Staat in die Krise stürzte. Der Bürgerkrieg der Vereinigten Staaten zwischen 1861 und 1865 war zu vorderst und aus globaler Perspektive ein Krieg um eben diese Form der Produktion, ein „Kampf um die Abhängigkeit des globalen Kapitalismus von Sklavenarbeit“ (Beckert, 2014, S. 234). Der Kampf auf den Schlachtfeldern Nordamerikas hatte für die europäische Baumwollproduktion und ihre Arbeiter gravierende Folgen. Bisher war nur vom Elend der Fabrikarbeit die Rede. Doch das historische Beispiel eines Staates, der vor seiner Krise mit den Produkten seiner Sklavenhalterwirtschaft den Weltmarkt an Baumwolle dominierte, zeigt, was passiert, wenn diese so

„elendiglich lebenden“ plötzlich ganz ohne Auskommen dastehen.

Schon Anfang 1862 waren die Baumwollimporte nach England um etwas über 50% der Vorjahresmenge gefallen. Bis 1863 fielen sie von über 600.000 Ballen auf gerade einmal etwas mehr als 4.000 – das ist nicht einmal 1%. In den Straßen vieler englischer Städte randalierten arbeitslose Textilarbeiter, allein in Lancashire waren 25% der Bewohner – etwa 500.000 Menschen – arbeitslos. Den Aufruhr hörte man selbst im entfernten Bombay, wo Kaufleute der dortigen Handelskammer Hilfsgelder für diese Menschen sammelten. In der Normandie standen 80% aller Webstühle still. In ganz Frankreich, so schätzte ein nationales Hilfskomitee, waren über eine Viertelmillion Textilarbeiter ohne Einkommen. Plakate mit der Aufschrift „Brot oder Tod“ verkündeten im Elsass die bedrohliche Stimmung. In Sachsen verlor etwa ein Drittel der 300.000 Beschäftigten in der Textilindustrie ihren Arbeitsplatz. Und auch in der Region zwischen Enschede und Bocholt schlossen in den 1860er Jahren die meisten gerade erst gegründeten Fabriken wieder ihre Tore.

Als Reaktion auf die drängende Nachfrage begannen indische Händler, britische Kolonialbeamte und Fabrikanten die dortige Landwirtschaft umzubauen – Baumwolle statt Nahrungsmittel. Zwei zentrale Ankerpunkte hatten ihre Forderungen: Zum einen sollte das indische Vertragsrecht umgebaut werden, um Vertragsbruch auf besondere Weise

strafbar zu machen, sofern Vorschüsse gezahlt worden waren. Es ging darum, dem Vorschusszahler ein absolutes Recht auf die Ernte in Höhe seines Vorschusses zu verschaffen und darüber hinaus Strafen wie Zwangsarbeit oder Landnahme, d.h. die Übertragung des Landbesitzes an den Gläubiger, verhängen zu können (Beckert, 2014, S. 242).

Was uns heute als vertrautes Konzept daher kommt, war in den 1860er/1870er Jahren eine Neuerung und in Indien nicht unumstritten. Schließlich gefährdete die Drohung der Landnahme bei Nicht-Zurückzahlung von Vorschüssen den sozialen Frieden im Land. Der zweite Aspekt der Forderungen – die beide durchgesetzt wurden – betraf den Ausbau der Infrastruktur, insbesondere des Schienennetzes, um die Baumwolle günstig und schnell zu den Überseehäfen zu schaffen.

Ein Einschub – das damals entwickelte Vertragsrecht gilt in Indien noch heute. Es ist die Grundlage einer neuen Form der Ausbeutung. Geldverleiher beispielsweise im indischen Vidarbha District verleihen nach europäischem Maßstab geringe Summen an Kleinbauern. Die Zinsen liegen oft zwischen 50% und 120%. Kann eine Familie die auflaufenden Summen nicht zurückzahlen, muss die Ernte übergeben werden – dann aber fehlt der Familie das Einkommen, um die nächste Saison zu überleben – wieder springen Verleiher ein. Am Ende steht der Verlust des Landes. Wer dem entkommen will hat drei Varianten zur Auswahl – die eine: Die Familie überlässt das Land dem Wucherer und sucht ihr Glück als Lohn-

arbeiter in den industriellen Zentren, was meist einen Absturz in die Slums der Metropolen mit allen bekannten Folgen für das Leben bedeutet. Eine andere: Bauern versuchen den Ertrag zu steigern. Hier verspricht das Saatgut BT-1 des Chemiekonzerns Monsanto Hilfe, denn nach der Entschlüsselung des Baumwollgenoms gelang es der Firma, Gene des *Bacillus Thuringiensis* einzubauen. Jetzt produziert die genmanipulierte Malve selbst ein Gift gegen den gefürchteten Kapselkäfer. Doch leider sind ihre Samen in der zweiten Generation nicht keimfähig – wer die in den Höfen nach der Ernte gesammelten Samenkörner aussät, wird nichts ernten. Doch wer weiß das schon? Wie sollen Bauern, die nie die Chance hatten, lesen zu lernen, das „Kleingedruckte“ verstehen? Wer einmal das teure Saatgut gekauft hat, muss es wieder tun und bleibt in der Abwärtsspirale gefangen. Die dritte Variante – und meist die Folge der zweiten – ist der Selbstmord des Bauern, denn ein weiteres indisches Gesetz – eigentlich beschlossen, um die größte Not zurückbleibender Familien zu lindern – verfügt, dass jede Bauernfamilie eine für indische Verhältnisse hohe Summe erhält, wird der Freitod eines Verzweifelten festgestellt. Eindrücklich ist mir ein Foto des Schweizer Hans Peter Jost in Erinnerung, dass das LWL-Industriemuseum in der Ausstellung des Schweizer Fotografen Hans Peter Jost »Baumwolle weltweit« 2013 ausstellte. Es zeigte eine Familie – Mutter und drei Kinder. Die Mutter hält das Hochzeitsfoto ihres verstorbenen Mannes in der Hand. Dieser tötete sich im Jahr 2006 auf seinem Baumwollfeld indem er Pestizide trank.



V.

Der amerikanische Bürgerkrieg, mit seinem hunderttausendfachen Sterben auch im Namen der Freiheit von Sklavenarbeitern der Textilindustrie, scheint zeitlich wie räumlich so weit weg. Stoff für Spielfilme allenfalls – und doch sind seine Auswirkungen immer noch zu spüren, unter den Bedingungen der Textilarbeit. Was aber geschah während des Sezessionskrieges in Amerika selbst? Die Textilarbeiter rebellierten nicht. Die meisten derjenigen, die nicht auf den Schlachtfeldern kämpften und starben, produzierten aus Wolle Uniformstoffe. Und nach dem Krieg, der mit der Abschaffung der Sklaverei endete? Das lässt sich leider nicht in einem Tweet mit drei plakativen Worten „Freiheit UND Baumwolle“ beschreiben. So einfach war es nicht. Die britische Wochenzeitung „The

Economist“ erklärte das Problem: „Gebraucht wird nicht nur individuelle Arbeit, sondern organisierte, so wissenschaftlich organisiert, dass ein Maximum an Ergebnis bei einem Minimum an Kosten erreicht wird, [...], ohne Streiks oder Streitigkeiten“ (Beckert, 2014, S. 264). Das Problem bestand in den unermesslichen Weiten der USA nicht darin, dass zu wenig Land vorhanden wäre, sondern darin, Arbeitskräfte für dessen Bewirtschaftung zu finden. Viele befürchteten, dass die freigelassenen

Sklaven – wie dies eine Generation zuvor in der Karibik geschehen war – nicht auf die Plantagen zurückkehren, sondern versuchen würden auf eigenem Land eine Subsistenzwirtschaft für den eigenen Bedarf aufzubauen. Das hätte geschehen können – die Forderungen dazu standen im Raum, doch am Ende siegte ein anderes System. Weder konnten die Plantagenbesitzer im Süden ihre Knebelverträge mit mittellosen Freigelassen durchsetzen, die diesen bei wenig Lohn und einer Sieben-Tage-Woche sowie der Einschränkung der Bewegungsfreiheit – Arbeiter sollten die Plantagen nicht verlassen dürfen – an den Baumwollproduzenten binden sollten, noch konnten die Freigelassenen erreichen, dass sie für die erlittenen Qualen der Sklaverei mit Land entschädigt wurden. Der Kompromiss lag in Teilpachtarrangements, bei

dem afroamerikanische Familien eine bestimmte Parzelle ohne tägliche Aufsicht überlassen wurde, Lebensmittel vom Grundbesitzer erhielten und mit einem Teil der Ernte entlohnt wurden. Das System aus Anreizen und Ausbeutung war so attraktiv, dass bis 1900 75% aller schwarzen Farmer in Arkansas, South Carolina, Mississippi, Louisiana, Alabama und Georgia Teilpächter waren. Rosige Zeiten? Eine Chance für das Leben? Nicht so ganz. Denn hinter dem System stand eine perfide Logik. Wer nicht zahlen konnte, konnte Einkäufe in den plantageeigenen Shops mit Kleinstkrediten finanzieren – für Lebensmittel beispielsweise auf einer Plantage in Louisiana mit 25% verzinst, Kleidung mit 30%. Woher das Geld nehmen, um die Schulden zurückzuzahlen? Anstelle einer Subsistenzwirtschaft mussten die neuen Farmer Baumwolle anbauen – denn das war das einzige Produkt, das sich verkaufen ließ. Sanken die Weltmarktpreise, war auch das keine Lösung mehr. Das Kapital hatte gewonnen – unter seinem Einfluss ging das Oberste Gericht des Staates Georgia 1872 sogar soweit, den Teilpächtern das Recht auf die Anbauentscheidung abzusprechen. Aus Pacht wurde Proletarisierung.

Die Ausdehnung der Baumwollanbaugebiete blieb nicht auf Indien und die USA beschränkt. Auf der Suche nach neuen Flächen lieferten sich die Kolonialherren ein intensives Wettrennen. Und die Baumwolle verschlang nicht nur Menschen, sondern immer mehr Land und verwüstet es – im Wortsinn – bis heute, mit gravierenden Folgen für

das Leben, ob nun in Brasilien, in den Turkstaaten oder in Afrika.

VI.

Kehren wir von den Baumwollfeldern zurück zu den Arbeitern in den Textilfabriken und bleiben wir in Deutschland. Aus den frühen Anfängen einer ersten Fabrik auf dem Kontinent in Ratingen 1782 war bis 1900 die deutsche Textilindustrie zur größten auf dem Kontinent geworden. Unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg beschäftigte allein die Baumwollindustrie gut 400.000 Menschen. Rechnen Sie diese Zahlen um, war jeder achte Industriearbeiter in diesem Produktionszweig beschäftigt. Auch unsere Region rund um Bocholt hatte von dieser Entwicklung profitiert. 1897 als der ältere größere Teil dieses Haus gerade fertiggestellt war, fertigte dieser Industriezweig Waren im Wert von einer Milliarde Reichsmark, 36% mehr als die Kohleindustrie an Ruhr und Saar und 45% mehr als die Eisen- und Stahlindustrie des Kaiserreichs, die das deutsche Wirtschaftswunder im kollektiven Gedächtnis bis heute bestimmt.

Längst hatten sich auch ihre Arbeiter organisiert und sich um höhere Löhne und bessere Arbeitsbedingungen bemüht – noch immer waren die Arbeitstage lang, die Arbeitsplätze feucht und heiß und die Maschinen gefährlich. Die Kinderarbeit war durch das Eingreifen des Staates deutlich zurückgegangen. In Preußen hatte dafür das Kinderschutzgesetz von 1853 gesorgt. Das Mindestalter für Fabrikarbeit wurde auf 12 Jahre

erhöht. Bis zu ihrem 14. Lebensjahr mussten sie zudem drei Stunden Unterricht täglich erhalten. In den nächsten beiden Lebensjahren durften sie höchstens 10 Stunden am Tag arbeiten. Und die Unternehmer reagierten: Moritz Brügelmann – der Enkel des anfangs erwähnten Fabrikgründers entließ umgehend 105 betroffene Kinder – die wiederum ihre Wiedereinstellung forderten, viele von ihnen bestritten noch immer allein das Einkommen ihrer Familien, trotz der Gefahren, die ihnen drohten (Gellert, 2010). Charles Dickens beschrieb diese 1854 in seinem Originalmanuskript zum Roman „hard times“ (Schwere Zeiten) so drastisch. Dickens, der als genauer Beobachter seiner Zeit gilt, schildert dort, wie der kleinen Schwester eines seiner zentralen Protagonisten, Stephen Blackpool, der Arm von einer Textilmaschine abgerissen wird und sie daran stirbt (Gelfert, 2011, S. 206). Literatur ja – Fiktion nein und in der Realität kein Einzelfall – auch nicht in Bocholt.

In Bocholt war es um 1900 unter anderem der »Verband aller in der Textilindustrie beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen«, der für eine Verbesserung der Lebensbedingung stritt. Einige seine Forderungen klingen heute noch modern, z.B. „Anstrengung gleicher Löhne für gleiche Leistung“ (Buschfort, 1986, S. 53).

VII.

Kleidung ist ein Grundbedürfnis des Menschen. Globalisierung ist kein neues Phänomen. Gestorben wird unter den un-

mittelbaren und mittelbaren Folgen der Textilindustrie und -arbeit immer noch. „Während ihrer ganzen Geschichte hat die Baumwolle sowohl die Versprechen als auch die Gefahren des globalen Kapitalismus aufgezeigt“ – ob unter den Nationalstaaten oder auch von wirtschaftlichen Interessen geprägten Staatenbünden (Jost, 2010, S. 13). Keine andere Industrie ist so eng mit Ausbeutung, Misshandlung von Unterbezahlten verbunden. Dichter wie William Blake sahen die neuen Textilfabriken des industriellen Zeitalters als satanische Mühlen.

Der Harvard-Professor und Historiker Sven Beckert, dessen Buch »King Cotton« dieser Aufsatz einiges zu verdanken hat, schließt dieses dennoch mit folgendem Abschnitt:

„Die menschliche Fähigkeit, unsere Anstrengungen auf immer produktivere Art zu organisieren, sollte uns Hoffnung geben, die Hoffnung, dass unsere beispiellose Beherrschung der Natur uns auch die Klugheit, die Macht und die Stärke gibt, eine Gesellschaft zu schaffen, die die Bedürfnisse aller Menschen berücksichtigt – ein Baumwollimperium, das nicht nur produktiver, sondern auch gerechter ist. Wie wir [...] sahen, haben die schwächsten Glieder des Baumwollimperiums immer wieder versucht, eine solche Welt zu schaffen, und manchmal dramatische Veränderungen bewirkt. Eine Welt, die in einem Moment stabil und dauerhaft erscheint, kann im nächsten Moment radikal verändert werden. Schließlich erschafft die kapitalistische Revolution unsere Welt ständig neu, so wie die Webstühle der Welt unablässig neuen Stoff produzieren“ (Beckert, 2014, S. 398).

Dem könnte man folgen. Doch ist es so einfach? Man mag es glauben und hoffen, dass das Sterben unter den Vorzeichen der Textilarbeit abnimmt. Immerhin hat Simon Kuznerts, ein Nobelpreisträger in der Wirtschaftswissenschaft, aufgezeigt, dass die Ungleichheit der Einkommens- und Vermögensverhältnisse unter dem Regime einer sozialstaatlichen Interventionspolitik gerade in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts abgenommen hat – und sich der Reichtum der so handelnden Länder erhöhte. Den kämpfenden Arbeitern und Arbeiterinnen, einer aufmerksamen Politik und verantwortungsbewussten Unternehmern sei Dank.

Thomas Piketty hingegen, französischer Wirtschaftswissenschaftler, hält in seinem viel beachteten Werk „Das Kapital im 21. Jahrhundert“ dagegen. Für ihn ist das „Auftauchen einer vermögenden Mittelschicht“ zwischen 1900 und 1950 zentral – und die hat zunächst nur mittelbar mit Arbeit an Spinnmaschinen und Webstühlen zutun, sondern ist Ausdruck einer Welt von Angestellten. (Piketty, 2014, S. 401). Der bedeutende deutsche Historiker, Hans Ulrich Wehler, beurteilt dies alles nur als Zwischenspiel – so kann man eines seiner letzten Bücher über die „Neue Umverteilung“ lesen. Er zeigt auf, dass in jüngster Vergangenheit die soziale Ungleichheit wächst, „Ausfluss von Kompetenzausübung, als Machtentfaltung von jenen Eliten, die sich in einem Maße Vermögen verschaffen, die sie von der Lebenswelt ihrer Mitarbeiter denkbar weit abhebt“ (Wehler, 2013, S. 63.). Nur damit wir uns richtig verstehen,

Wehlers Buch ist bereits 2013 erschienen, d.h. drei Jahre bevor ein Milliardär mit einem Kabinett der Milliardäre sich anschickte, nach der politischen Macht in den USA zu greifen.

Stellt sich damit nicht die Frage, ob nicht gerade jene Spielart des Kapitals Oberwasser erhält, die der Schweizer Soziologe und UN-Botschafter für das Recht auf Nahrung, Jean Ziegler, als Raubtierkapitalismus brandmarkt?

Literaturauswahl und –nachweis:

Beckert, 2014 | Beckert, Sven: King Cotton. Eine Geschichte des globalen Kapitalismus, München 2014.

Buschfort, 1986 | Buschfort, Hermann: Zwischen Soutane und roten Fahnen. Eine Geschichte der Bocholter SPD, Essen 1986.

Ebeling, 1997 | Ebeling, Dietrich; Mager, Wolfgang (Hg.): Protoindustrie in der Region: europäische Gewerbepfandschaften vom 16. bis zum 19. Jahrhundert, Bielefeld 1997.

Ebeling, 2010 | Ebeling, Dietrich: Johann Gottfried Brügelmann als frühneuzeitlicher Unternehmer, in: LVR-Industriemuseum (Hg.): Cromford Ratingen. Lebenswelten zwischen erster Fabrik und Herrenhaus um 1800, Köln 2010, S. 21-35.

Gelfert, 2011 | Gelfert, Hans-Dieter: *Charles Dickens der Unnachahmliche. Eine Biografie*, München 2011.

Gellert, 2010 | Gellert, Andrea: *Kinderarbeit in Cromford*, in: LVR-Industriemuseum (Hg.): *Cromford Ratingen. Lebenswelten zwischen erster Fabrik und Herrenhaus um 1800*, Köln 2010, S. 158-166.

Jost, 2010 | Jost, Hans Peter; Kleineidam, Christiane: *Baumwolle weltweit*, Baden 2010.

Kraus, 1994 | Kraus, Thomas R.: *Auf dem Weg in die Moderne. Aachen in französischer Zeit – 1794-1814*. Aachen 1994. Darin zitiert Friedrich Ernst Hesse: *Einige medizinische Nachrichten und Bemerkungen über Burtscheidt bei Aachen*, Aachen 1804.

Marx, 1867 | Marx, Karl: *Das Kapital. Band I. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band Buch I: Der Produktionsprozess des Kapitals*. Hamburg 1867, Zugriff über: *Karl Marx - Friedrich Engels - Werke, Band 23*, S. 11-802, Berlin 1962.

Marx, 1861-1863 | Marx, Karl: *Zur Kritik der politischen Ökonomie (Manuskript 1861-1863)*, S. 194; zugänglich über: https://books.google.de/books?id=GYBSDgAAQBAJ&pg=PA194&lpg=PA194&dq=karl+marx+broughton&source=bl&ots=E-P4hoxDVy&sig=5JeZwjxMaB2g4yW7p9QnC5gK6mA&hl=de&sa=X&ved=0ahUKEwib46CUqezSAhUHChoKHe8_DaQQ6AEINjAE#v=onepage&q=karl%20marx%20broughton&f=false

Piketty, 2014 | Piketty, Thomas: *Das Kapital im 21. Jahrhundert*, München 2014.

Schmidt, 2000 | Schmidt, Martin: *Tuchmanufakturen im Raum Aachen. Frühneuzeitliche Werkbauten als Spiegel einer Betriebsform zwischen Verlag und zentralisierter Produktion*, in: Ebeling, Dietrich (Hg.): *Aufbruch in eine neue Zeit. Gewerbe, Staat und Unternehmer in den Rheinlanden des 18. Jahrhunderts (= Der Riss im Himmel, Bd. 8)*, Köln 2000, S. 129-164.

Schmidt, 2010 | Schmidt, Martin: *Die Maschinen der „ersten Fabrik“ auf dem Kontinent*, in: LVR-Industriemuseum (Hg.): *Cromford Ratingen. Lebenswelten zwischen erster Fabrik und Herrenhaus um 1800*, Köln 2010, S. 126-137.

Syré, 2010 | Christiane Syré: *Cromforder Produkte – Water Twist und Nanking*, in: LVR-Industriemuseum (Hg.): *Cromford Ratingen. Lebenswelten zwischen erster Fabrik und Herrenhaus um 1800*, Köln 2010, S. 167-175.

Tomba, 2013 | Tomba, Massiliano: *Marx's Temporalities*, Leiden, Boston 2013.

Wehler, 2013 | Wehler, Hans-Ulrich: *Die neue Umverteilung. Soziale Ungleichheit in Deutschland*, München 2013.

Westerhoff, 1984 | Westerhoff, Eduard: *Die Bocholter Textilindustrie. Unternehmer und Unternehmen*, Bocholt 1984.

Die Darstellung von Sorgebeziehungen in der Bildenden Kunst – aus der Tagungsdokumentation "Zwischen Planungssicherheit und Sorgegesprächen"

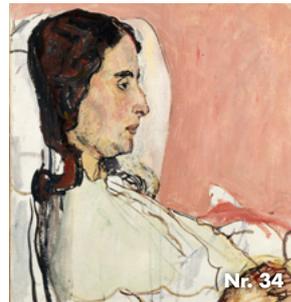
Sterben begleiten

von Manuel Kreiner, Kunsthistoriker



Viel schlimmer sind die unendlichen Stunden am Krankenbett und nichts tut sich. Das Leben geht langsam dem Ende zu, die Zeit verrinnt, so sagt man. Für diejenigen, die daneben sitzen, vergeht in Wirklichkeit die Zeit überhaupt nicht. Man hat das Gefühl, die Zeit ist eingefroren. Ich habe Ihnen ein Bild des norwegischen Expressionisten Edvard Munch mitgebracht. Er selber hat sehr früh seine Schwester verloren. Für ihn spielt das Thema „Tod in der Familie“ schon als Kind eine große Rolle. Er zeigt Ihnen hier dieses kranke Mädchen, das offensichtlich lange krank ist. Nun ist es, so der Bildtitel, Frühling geworden, aber ein Frühling ohne Hoffnung. Daneben sitzt die Mutter, die Betreuende. Das Mädchen ist ordentlich hergerichtet, sie ist gut gepflegt. Kommunikation findet nicht statt. Die Begleiterin, die Pflegende, sitzt daneben und tut nichts

anderes, als sich die Zeit zu vertreiben. Sie strickt und schaut aus dem Fenster, lässt ihre Phantasie spielen. Vielleicht denkt sie auch an etwas, was sie anstelle des hier Sitzens, des Dabeiseins tun könnte. Das ist, glaube ich, eine Situation, in der die Zeit unendlich scheint.



In solchen Situationen können sich auch Künstler und Künstlerinnen wiederfinden. Einer, der das sicher am Fruchtbarsten gelöst hat, war der Schweizer Künstler Ferdinand Hodler. Am Bett seiner krebskranken Frau tut er, was er auch sonst tut. Über Monate hat er zig Bilder, zehn, zwanzig und mehr Bilder gemalt und immer wieder seine Frau porträtiert. Er hat so ihre verschiedenen Zustände festgehalten, ihr Leiden, ihr Stillwerden. Hodler hat das nicht aus Sensationslust gemacht. Das kann man ihm wirklich nicht unterstellen. Er hat das, so glaube ich, aus einer

Konsequenz heraus gemacht. Denn schon früher hat er seine Frau als Motiv gemalt. Seine Frau Valentine Godé-Darel war eine selbständige Künstlerin, eine unglaublich begabte, sehr selbstbewusste Frau.



Ich glaube, Sie merken das an diesem Portrait, wo sie in der strotzenden Kraft ihres Lebens zu sehen ist. Hodler hat sie hier 1912 portraitiert.

Und dann portraitiert er sie eben auch zwei Jahre später, als sie verliert, als sie „immer weniger wird“, wie man so seltsam sagt.



Mit dieser Erfahrung ist Hodler nicht alleine. Auch der österreichische Künstler Egon Schiele, der 1918 gestorben ist, malt seine Frau Edith im Krankenbett.



Er selber ist drei Tage nach seiner Frau gestorben. Und wieder drei Tage später endete der Erste Weltkrieg. Eine ganz seltsame Abfolge. Es war die Spanische

Grippe am Ende des Ersten Weltkrieges, die beide dahinraffte. Seine Frau ist schwanger, sie ist krank, er ist krank. In diesem Ausgezehrtsein nebeneinander greift er zum Zeichenstift und hält das schwindende Leben seiner Frau fest.



Ich möchte nochmal zurückkehren zu Ferdinand Hodler. Das sind sicher die intensivsten Porträts seiner Frau Valentine, wo die Agonie mit Händen zu greifen ist. Schauen Sie sich bitte auch an, wie Ferdinand Hodler die Farbpalette stark reduziert, wie fast nur mehr das Weiß des Bettes vorhanden ist.



Und nun etwas, das einige vielleicht überraschen wird. Was malte Hodler in dem Moment oder an dem Tag, als Valentine starb? Es ist der Blick aus dem Fenster, vor dem er Wochen und Monate gesessen hat. Jetzt malt er nicht sie. Jetzt malt er diesen Blick auf diese Seenlandschaft, auf die Wolken und das Sonnenlicht. Das ist nicht banal, das wirkt so intensiv. Das ist das Unvermögen, Valentine noch als Person zu thematisieren, als Tote. Aber am nächsten Tag wird er sie wieder malen. So gesehen ist Hodler sehr konsequent.



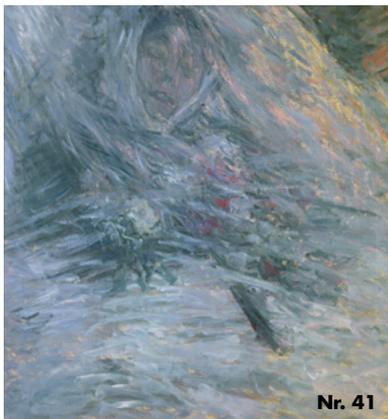
Wenn Sie sich diese Bilder ansehen, das rechte untere, sie ist angezogen, sie ist aufgebahrt im Bett, aber

Licht auf. Mit Hodler, Schiele und Monet wollte ich Ihnen zeigen, wie Maler die eigene Überforderung zum Thema ihrer Kunst machen.



man wird das Gefühl nicht los, sie ist ihm schon fern. Er ist nicht mehr nahe an ihrem Gesicht. Sie ist sehr objekti-

Ich möchte noch einmal zurückkehren zum alltäglichen Dasein für jemanden, zum Totschlagen und Überbrücken von Zeit.



viert, sie ist sehr ruhig gestellt als eine ferne Figur. So ist Ferdinand Hodler ein Künstler, der ganz konsequent an der Seite seiner Frau ist und das zum Thema seiner Kunst macht.



Eines der berühmtesten Bilder eines Toten beziehungsweise einer Toten stammt von Claude Monet, einem berühmten Impressionisten, der in der Überforderung der Situation des Todes seiner Frau zum Zeichenstift gegriffen hat. Er bleibt aber immer Impressionist. Man hat das Gefühl, so sehr er seine tote Frau malen will, so sehr malt er eigentlich das Licht auf dem Polster und das Licht im Bild. Das kann durchaus auch symbolisch gedeutet werden, Monets Frau löst sich im

Ein weiteres Bild von Edvard Munch. Wir haben hier dieses Bild eines kranken Kindes, das jetzt sehr emotional von Edvard Munch gelöst wird. Die Betreuerin, vielleicht die Mutter des Kindes, hält die Hand der Geschwächten, hat den Kopf gesenkt und kann das Kind nicht ansehen. Diese Verzweiflung, die man dann ab und an spüren kann, das Wissen, es wird nicht besser. Man kann nichts

abwenden, bricht irgendwann selbst zusammen und muss sich das eingestehen. Das hat Edvard Munch hier wunderbar herausgeholt. Dieses Mädchen ist ein Modell. Der Vater von Edvard Munch war Arzt. Edvard hat mit dem Vater Krankenbesuche gemacht. Sie gehen zu einem kranken Jungen, und dieses Mädchen ist dessen Schwester. Das ist keine echte Momentaufnahme, sondern es ist ein Kunstwerk, das im Atelier entstanden ist. Aber es ist sehr dicht in seiner Aussage und aus der Beobachtung des Lebens entstanden. Das ist Kranksein, Leiden, Sterben im privaten Bereich. Viel öfter sind diese Phasen natürlich ausgelagert in den Bereich der Spitäler.

Krankenbetreuung in öffentlichen und privaten Räumen

Sie sehen eine Spitalsituation im 19. Jahrhundert. Die Mutter kommt zu ihrem Kind. Ein Spitalsaufenthalt kostet. Sie müssen sich das leisten können, ihr Kind in ein Spital zu bringen. Wenn sie irgendwo fern wohnen, müssen sie es sich leisten können, dorthin zu kommen, noch dazu während der Besuchszeiten. Sie müssen sich in der Regel um Bettwäsche und das Essen kümmern. Eine Randbemerkung: Die Mutter eines Kollegen hat vor einiger Zeit einen Herzinfarkt in Rom gehabt. Sie war in einem römischen Spital auf der Intensivstation. Die Angehörigen mussten die Bettwäsche selber mitbringen und waschen. Sie mussten das Essen mitbringen. Das ist also nicht nur ein Phänomen des 19. Jahrhunderts oder in Afrika – sondern auch bei uns. Die Situation ist also schwierig

für die Mutter auf diesem Bild. Sie kann ihr krankes Kind nicht immer sehen, sie kann bei ihm nicht schlafen. Das hat sich wohl erst in den letzten 30 Jahren geändert, dass Mütter bei ihren Kindern im Spitalszimmer sein können.



Die Krankenschwester wird in dieser Situation gar nicht geschäftig gezeigt, dass sie etwas tut für den kranken Menschen, sondern sie entlastet die Mutter. Ich möchte Sie auf den Blick aufmerksam machen, den der spanische García-Cid zwischen Mutter und Tochter festgehalten hat. Vielleicht sind auch die anderen Figuren interessant. Wir sehen sie nur im Rücken, die Mutter, die Krankenschwester, die Schwester des Mädchens, nicht ihre Gesichter. Das sind in der Kunstgeschichte klassische Rückenfiguren, so genannte Repoussoir-Figuren. Diese Figuren dienen dazu, dass wir uns mit ihnen identifizieren können. Wir können sozusagen in das Bild hineinsteigen und uns in eine dieser Personen hineinversetzen. Das ist ein

Kunstgriff, der aber zur Aussage dieses Bildes beiträgt.



Nr. 44

Spitalsituationen können auch so aussehen. Da sind der Patient oder die Patientin ganz alleine. Der große Professor horcht gerade ab und es ist Visite. Viele stehen herum und beobachten die Situation, machen sich Notizen. Das ist die Anonymität des Spitals. Hier ist die Medizin als Wissenschaft wichtig. Dieses Bild hat durchaus auch eine politische Konnotation. Wenn Sie mal schauen, wo die Krankenschwester ist, die in der Zeit immer auch Klosterschwester ist. Sie steht ganz hinten, ganz weit weg, als hätte sie mit der Heilung nichts zu tun. Die Wissenschaft, das Objektive, das steht im Vordergrund. Es ist ein gespenstisches Bild.



Nr. 45

Im Kontrast dazu zeige ich Ihnen noch ein Bild aus dem 19. Jahrhundert. So hat man sich vorgestellt, wenn es keine Wissenschaft gibt. Sie sehen eine Flamme und gespenstisch eine Frau darüber. Das ist eine Heilerin. Der polnische Künstler Grocholski zeigt im bäuerlichen Bereich, wo man sich kein Spital und keinen Arzt leisten kann, wie Scharlatane am Werk sind. Das wird hier ganz klar wertend beurteilt. Die Heilerin verschattet die ganze Situation. Allerdings kennen wir auch heute, dass sich Patienten und Patientinnen plötzlich Behandlungen zuwenden, die wir vielleicht nicht auf unserem Schirm haben, die nicht als anerkannte Medizin oder anerkannte Alternativmedizin gelten. Die beiden gerade gezeigten Bilder sind Kontraste. Beide sind gespenstisch, die dunkle Masse der Ärzte, die der Patientin gegenüber steht, sie mehr bedroht als unterstützt, und die alles verschattende „Heilerin“.



Nr. 46

Ich habe Ihnen noch ein frühes Werk von Pablo Picasso mitgebracht, der ein interessantes Programm mit dem Bild festschreibt: Das Nebeneinander von Wissenschaft und Caritas, so nennt er auch sein Bild. Der Arzt misst den Puls,

sitzt neben der Kranken auf Augenhöhe, und die Caritas, die Klosterschwester, die sich um das Kind kümmert, reicht etwas zu trinken. Wo sind wir? Wir sind offensichtlich in einem privaten Bereich und nicht in einem Spital. Die Klosterschwester ist wohl mit dem Arzt gekommen. Sie unterstützt den Arzt. Es ist klar: Wenn der Arzt geht, geht auch die Klosterschwester wieder. Dann ist die Mutter mit dem Kind wieder allein. In diesem Moment hier agieren sie aber alle zusammen.



Ich möchte Ihnen zum Abschluss ein Bild von Ernst Ludwig Kirchner vorstellen. Es bricht ein klassisches Klischee auf: der Arzt, der die Wissenschaft repräsentiert, und die Krankenschwester, die für die Pflege steht, was auch heute oft eine Realität darstellt. Ernst Ludwig Kirchner hat kurz nach dem ersten Welt-

krieg dieses Bild gemalt: Das Bad der Kranken. Wir können von der Kleidung her nicht sagen, ob der Mann ein Mediziner beziehungsweise ein Pfleger ist oder nicht. Er ist jemand, der etwas tut, jemand, der einen ganz substantiellen Part von Pflege übernimmt, indem er die Kranke, die Schwache, die Ausgezeichnete badet. Auch ganz interessant bei Kirchner, dass eine Frauenfigur im Bild rechts zu sehen ist. Doch sie ist der Szene mit dem Rücken zugewandt und nicht direkt beteiligt. Der Mann übernimmt die Aufgabe. Der zweite Titel von Ernst Ludwig Kirchners Gemälde war „Der barmherzige Samariter“. Dieses Bild zeigt mit Blick auf die traditionellen Darstellungen des Barmherzigen Samariters etwas anderes: Der Mann ist nicht nur Ersthelfer, stellt nicht nur Materielles wie sein Pferd oder das Geld für die weitere Therapie zur Verfügung, sondern Kirchners Bild zeigt Sorge um den anderen im Alltag und aktive Zuwendung und Pflege auf Augenhöhe.

Bildnachweis:

Bild Nr. 32: Gerrit Willemisz. Horst, Tobias heilt seinen blinden Vater, 1645/55.

Quelle: Museum Catharijneconvent, Utrecht

Bild Nr. 33: Edvard Munch, Der Frühling, 1889, National Museum, Oslo. Quelle: akg-images / Album / VEGAP © Edvard Munch / Prisma

Bild Nr. 34: Ferdinand Hodler, Valentine Godé-Darel, 1914, Musée d'Orsay, Paris. Quelle: bpk / RMN - Grand Palais / Jean Schormans

Bild Nr. 35: Ferdinand Hodler, *Bildnis der Kranken*, um 1912, Kunsthaus, Zürich.

Quelle: akg-images

Bild Nr. 36: Egon Schiele, *Edith Schiele sterbend*, 28.10.1918, Leopold Museum, Wien.

Quelle: www.ots.at/a/OBS_20081029_OBS0003

Bild Nr. 37: Ferdinand Hodler, *Valentine Godé-Darel*, 1915, Kunstmuseum, Basel.

Quelle: akg-images

Bild Nr. 38: Ferdinand Hodler, *Grüner Abendhimmel am Genfer See aus*, 1915, Musée d'Orsay, Paris. Quelle: akg-images

Bild Nr. 39: Links: Ferdinand Hodler, *Die tote Valentine Godé-Darel*, 1915.

Quelle: akg-images

Bild Nr. 40: Ferdinand Hodler, *Die tote Valentine Godé-Darel*, 1915. Quelle: akg-images

Bild Nr. 41: Claude Monet, *Camille Monet auf dem Totenbett*, 1879, Musée d'Orsay, Paris. Quelle: akg-images / Erich Lessing

Bild Nr. 42: Edvard Munch, *Das kranke Kind*, 1885/86, National Museum, Oslo.

Quelle: akg-images / Erich Lessing

Bild Nr. 43: Enrique Paternina García-Cid, *Besuch der Mutter*, 1892, Museo del Prado, Madrid

Bild Nr. 44: Luis Jiménez Aranda, *Visite im Hospital*, 1889, Museo de Bellas Artes, Sevilla. Quelle: akg-images / Album / Oronoz

Bild Nr. 45: Stanisław Grocholski, *Krankenbeschwörung*, um 1888, Muzeum Śląskie, Katowice. Quelle: akg-images / Album / Prisma

Bild Nr. 46: Pablo Picasso, *Wissenschaft und Caritas*, 1897, Museu Picasso, Barcelona

Bild Nr. 47: Ernst Ludwig Kirchner, *Das Bad der Kranken (Der barmherzige Samariter)*, um 1917/20, Privatbesitz. Quelle: akg-images

Zwischen Planungssicherheit und Sorgegesprächen

Nachdenken über Vorsorgeprogramme in der Alten- und Behindertenhilfe

Mit Paragraph 132g SGB V, eingeführt im neuen Hospiz- und Palliativgesetz (HPG), ist die Beratung zur „Gesundheitlichen Versorgungsplanung für die letzte Lebensphase“ eine bezahlte Leistung der Krankenkassen geworden, die in möglichst vielen Institutionen der Alten- und Behindertenhilfe angeboten werden soll.

Kernelemente eines derzeit viel diskutierten Programms sind: Aktiv aufsuchende Gesprächsangebote durch zertifizierte BeraterInnen für Patientenverfügungen, die (regional) einheitlich dokumentiert, archiviert und weitergeleitet werden. Konzepte wie „Behandlung im Voraus planen“ beinhalten weitere Formulare für die hausärztliche Notfallversorgung sowie eine „Vertreterverfügung“, die gesetzliche BetreuerInnen stellvertretend für nichteinwilligungsfähige BewohnerInnen schreiben sollen. Solche Planungen erscheinen zunächst attraktiv, um eine individuelle, möglichst selbstbestimmte Betreuung in gesundheitlichen oder lebensbedrohlichen Krisen sicherzustellen. Sie versprechen auch, die Probleme der Über-, Fehl- und Unterversorgung zu vermeiden. Sie sind ein Reflex auf soziokulturelle Entwicklungen in modernen Gesellschaften und auf die psychischen und sozialen Herausforderungen, die Pflegebedürftigkeit und Lebensende mit sich bringen.

Mit der Dokumentation möchten wir diese Denkgewohnheiten und Angebote hinterfragen, statt „einfache“ Antworten auf tatsächlich vorhandene Versorgungsprobleme zu geben.



Peter Wever, *Umarmung im Quadrat Weiß*, 2007, übermalte Farbradiertung, Auflage 150, 41,5 x 41,5 cm auf 53,5 x 53,5 cm

Die Dokumentation finden Sie unter:

www.omega-hospiz.de

www.omega-ev.de

www.bioskop-forum.de

Ökonomien des Sterbens

Gleichzeitig weisen wir auf die Tagungsdokumentation hin

Aus dem Vorwort:

Sterben ist heutzutage ein öffentliches und ein politisches Thema. Allerdings nicht nur in der Weise, wie es sich die Hospizbewegung seit Jahrzehnten wünscht: Wie können schwerst- kranke und sterbende Menschen, ihre Angehörigen und ihr Freundeskreis gut begleitet werden? Welcher gesellschaftlicher Anstrengungen bedarf es, um Sterben unabhängig von Herkunft, sozialer Stellung und Geldbeutel erträglich zu gestalten?

Ähnlich wie in anderen Lebensbereichen auch, sollen Vorsorge, Planung, Dienstleistung die allzu menschlichen Befürchtungen zähmen. Der Wunsch, den eigenen Körper kontrollieren, den Alltag mit schwerer Pflegebedürftigkeit vermeiden oder im Griff behalten zu können, wird zumindest in den durch Medien vermittelten Expertengesprächen und politischen Debatten auf gefährliche Bahnen gelenkt. Ärztliche Beihilfe zur Selbsttötung und der tödliche Behandlungsabbruch via Patientenverfügung oder die „aktive Sterbehilfe“ als nachfragbare Dienstleistung stehen auf der Agenda.

„Selbstbestimmung bis zuletzt“ lautet das Versprechen. Viel wird auch über eine „Apparatemedizin“ gesprochen,

die das Sterben nicht mehr zulassen könne. Sehr wenig über soziale Sicherungssysteme, die immer mehr Menschen im Alter und Krankheit unzureichend absichern. Kranksein macht arm, es gefährdet das kleine Erbe für die Angehörigen, überfordert Familien – vor allem Frauen –, die sich gute Pflegebedingungen nicht leisten können und ist mit der Perspektive auf spärliche Renten sehr beängstigend.

Diese materiellen Lebens- und Sterbebedingungen gelten nicht selten als „unabänderlich“, obwohl sie politisch und gesellschaftlich zu verändern wären. All das sind wenig beachtete Motive, die verschiedene Dienstleistungsangebote, die das „schnelle Sterben“ unter Vermeidung von langer Pflegebedürftigkeit als eine Art privater Lösung plausibel machen. Die gesundheits- und sozialpolitischen Unverantwortlichkeiten bleiben unberücksichtigt.



Die Dokumentation finden Sie unter:

www.omega-hospiz.de

www.omega-ev.de

www.bioskop-forum.de

Das literarische Kabarett weiß auch über den Tod zu sprechen. Nicht nur den Visionen über den eigenen Tod, sondern auch über das Sterben der anderen, das den Ungerechtigkeiten, der Armut, Grausamkeiten und dem Wegschauen der Privilegierteren geschuldet ist.

Ein Neues Kapitel

von Hanns Dieter Hüsch

*Ein Neues Kapitel ist ja oft ein
letztes Kapitel
Die Zeit läuft ab, die Welt steht kopf
Die Geschichte ist krank, die Säugetiere
sind ratlos
Gott ist es leid
Die Seuchen sind auf dem Vormarsch,
die Völker beginnen zu wandern
Die Erde hat Angst
Mensch - sag immer - Mach Dir klar
Dass Du vielleicht bald schon dran bist
Dass vielleicht schon bald Dein
Guatemalteke im Vorgarten steht
Und Dein Kurde durch die Hintertür
kommt
Um Dich ans Kreuz zu nageln
Denn sie haben lang genug gewartet
Auf das kleine Stückchen Brot das Du
achtlos wegwarfst
Und auf eine kleine anständige Behandlung
an Leib und Seele*

*Mach Dir klar - Mensch
Dass der Untergang des Mittagsschläfchens
begonnen hat
Karibik auf die Schnelle, seidener
Jogginganzug, Klassik im Freien,
Lachs mit Pommes
Und immerzu Volksmusik, bis zum letzten
Atemzug, wohlmöglich Volksmusik*

*Das wird bald vorbei sein
Die Reise nach Sodom wirst Du
wahrscheinlich leider stornieren müssen
Du hattest doch immer eine Ausrede
zur Hand
Ein Bettler war doch immer ein
falscher Bettler
Das sieht man doch hast Du gesagt, dass
der Bart angeklebt ist
Das sieht man doch an der ganzen Haltung
Die hat er bestimmt stundenlang zuhause
vor dem Spiegel eingeübt
Wahrscheinlich hat er um die Ecke einen
dicken Wagen stehn
Das sieht man doch, bestimmt sogar
Und begingst Bettlerflucht*

*Doch diesmal wirst Du nicht weit kommen
Dein schmutziger Himmel wird wie ein
Zirkuszelt über Dich fallen
Und Du strampelst darin wie eine alte
Fliege im Spinnennetz
Du wolltest nicht mit allen Lebewesen
gleich sein
Du wolltest immer mehr als alle haben
Du wolltest auch nicht einmal Deine
überflüssige Habe mit Vielen teilen
Du hast mit angesehen wie Kinder und
Tiere in Mülltonnen geworfen wurden
Du bist nicht aufgestanden und hast Deinen*

gewählten politischen Damen und Herren
 Auf die Finger geklopft, die Türen
 eingerannt
 Sie angefleht, der Grausamkeit ein Ende
 zu bereiten
 Du hast nur immer so getan, als wüßtest
 Du von nichts - doch alles wußtest Du
 Alles von morgens bis abends
 Und in der Nacht kamen die Bestien
 und vergewaltigten die Frauen
 Und Du hast nur gedacht 'Wie furchtbar'
 Hast nicht gesagt 'Es ist auch meine
 Schuld'
 Bist nicht herumgelaufen und hast
 gesagt 'Macht ein Ende'

Ich übrigens auch nicht
 Bin auch nicht herumgelaufen und es ist
 auch meine Schuld
 Ich habe auch nicht gesagt 'Macht ein Ende'
 Drum los, meinte ich immer, kommen wir
 nochmal auf die Beine
 Bewegen wir uns nochmal, versuchen wir es
 noch ein einziges Mal
 Mit unseren kleinen Waffen, mit unseren
 wirklich winzigen Mitteln
 Mit Wort und Lied Dialog und Dialektik
 Dass aus dem Weinen vielleicht wieder
 Lachen wird
 Trost und Versöhnung

Ein Neues Kapitel Kann auch ein
 Erstes Kapitel sein.
 Menschenskind! Und wenn ich auch
 nichts mehr hörte
 Von all diesen furchtbaren Reden und
 schnellen Begierden
 Und eitlen Lügen und falschen Beweisen
 Und all dem geschichtlichen Zeugs aus
 Brunst und Bestechung
 Und wollte mich in mein Gehäuse

verkriechen
 Schweigend und schwierig im Umgang
 Und nichts mehr singen und sagen
 Gott sitzt in einem Kirschenbaum und ruft
 die Jahreszeiten weiter aus
 Er träumt mit uns den alten Traum vom
 großen Menschen aus
 Wir sind die Kinder die er liebt
 Mit denen er von Ewigkeit zu Ewigkeit das
 Leben und das Sterben übt
 Er setzt auf uns, er hofft auf uns
 Dass wir uns einmischen, dass wir seine
 Revolution der Liebe verkünden
 Von Haus zu Haus an die Türen nageln,
 heiß in die Köpfe reden, in die Herzen
 versenken
 Bis die Seele wieder ein Instrument der
 Zärtlichkeit wird
 Und die Zärtlichkeit musiziert und
 triumphiert
 Und die Zukunft leuchtet.

Quelle: August 2018; www.lyrix.at

Märchen gelten hierzulande als „immaterielles Kulturerbe“. Sie werden Kindern vorgelesen und von Erwachsenen erinnert. Gut und Böse, Tod und Teufel spielen in diesem Genre keine Nebenrolle.

Der Gevatter Tod Märchen

Ein Märchen der Brüder Grimm

Der Gevatter Tod

Es hatte ein armer Mann zwölf Kinder und musste Tag und Nacht arbeiten, damit er ihnen nur Brot geben konnte. Als nun das dreizehnte zur Welt kam, wusste er sich in seiner Not nicht zu helfen, lief hinaus auf die große Landstraße und wollte den ersten, der ihm begegnete, zu Gevatter bitten. Der erste, der ihm begegnete, das war der liebe Gott. Der wusste schon, was er auf dem Herzen hatte, und sprach zu ihm: „Armer Mann, du dauerst mich, ich will dein Kind aus der Taufe heben, will für es sorgen und es glücklich machen auf Erden.“ Der Mann sprach: „Wer bist du?“ - „Ich bin der liebe Gott.“ - „So begehre ich dich nicht zu Gevatter,“ sagte der Mann, „du gibst dem Reichen und lässtest den Armen hungern.“ Das sprach der Mann, weil er nicht wusste, wie weislich Gott Reichtum und Armut verteilt. Also wendete er sich von dem Herrn und ging weiter. Da trat der Teufel zu ihm und sprach: „Was suchst du? Willst du mich zum Paten deines Kindes nehmen, so will ich ihm Gold die Hülle und Fülle und alle Lust der Welt dazu geben.“ Der Mann fragte: „Wer bist du?“ - „Ich bin der Teufel.“ - „So begehre ich dich nicht zu Gevatter,“

sprach der Mann, „du betrügst und verführst die Menschen.“ Er ging weiter; da kam der dürrbeinige Tod auf ihn zugeschritten und sprach: „Nimm mich zu Gevatter.“ Der Mann fragte: „Wer bist du?“ - „Ich bin der Tod, der alle gleichmacht.“ Da sprach der Mann: „Du bist der Rechte, du holst den Reichen wie den Armen ohne Unterschied, du sollst mein Gevattersmann sein.“ Der Tod antwortete: „Ich will dein Kind reich und berühmt machen; denn wer mich zum Freunde hat, dem kann's nicht fehlen.“ Der Mann sprach: „Künftigen Sonntag ist die Taufe, da stelle dich zu rechter Zeit ein.“ Der Tod erschien, wie er versprochen hatte, und stand ganz ordentlich Gevatter.

Als der Knabe zu Jahren gekommen war, trat zu einer Zeit der Pate ein und hieß ihn mitgehen. Er führte ihn hinaus in den Wald, zeigte ihm ein Kraut, das da wuchs, und sprach: „Jetzt sollst du dein Patengeschenk empfangen. Ich mache dich zu einem berühmten Arzt. Wenn du zu einem Kranken gerufen wirst, so will ich dir jedesmal erscheinen: steh ich zu Häupten des Kranken, so kannst du keck sprechen, du wolltest ihn wieder gesund machen, und gibst

du ihm dann von jenem Kraut ein, so wird er genesen; steh ich aber zu Füßen des Kranken, so ist er mein, und du musst sagen, alle Hilfe sei umsonst und kein Arzt in der Welt könne ihn retten. Aber hüte dich, dass du das Kraut nicht gegen meinen Willen gebrauchst, es könnte dir schlimm ergehen!”



Es dauerte nicht lange, so war der Jüngling der berühmteste Arzt auf der ganzen Welt. „Er braucht nur den Kranken anzusehen, so weiß er schon, wie es steht, ob er wieder gesund wird oder ob er sterben muss,“ so hieß es von ihm, und weit und breit kamen die Leute herbei, holten ihn zu den Kranken und gaben ihm so viel Gold, dass er bald ein reicher Mann war. Nun trug es sich zu, dass der König erkrankte. Der Arzt ward berufen und sollte sagen, ob Genesung möglich wäre. Wie er aber zu dem Bette trat, so stand der Tod zu den Füßen des

Kranken, und da war für ihn kein Kraut mehr gewachsen. „Wenn ich doch einmal den Tod überlisten könnte,“ dachte der Arzt, „er wird's freilich übelnehmen, aber da ich sein Pate bin, so drückt er wohl ein Auge zu, ich will's wagen.“ Er fasste also den Kranken und legte ihn verkehrt, so dass der Tod zu Häupten desselben zu stehen kam. Dann gab er ihm von dem Kraute ein, und der König erholte sich und ward wieder gesund. Der Tod aber kam zu dem Arzte, machte ein böses und finsternes Gesicht, drohte mit dem Finger und sagte: „Du hast mich hinter das Licht geführt, diesmal will ich dir's nachsehen, weil du mein Pate bist, aber wagst du das noch einmal, so geht dir's an den Kragen, und ich nehme dich selbst mit fort.“

Bald hernach verfiel die Tochter des Königs in eine schwere Krankheit. Sie war sein einziges Kind, er weinte Tag und Nacht, dass ihm die Augen erblindeten, und ließ bekanntmachen, wer sie vom Tode errette, der sollte ihr Gemahl werden und die Krone erben. Der Arzt, als er zu dem Bette der Kranken kam, erblickte den Tod zu ihren Füßen. Er hätte sich der Warnung seines Paten erinnern sollen, aber die große Schönheit der Königstochter und das Glück, ihr Gemahl zu werden, betörten ihn so, dass er alle Gedanken in den Wind schlug. Er sah nicht, daß der Tod ihm zornige Blicke zuwarf, die Hand in die Höhe hob und mit der dürren Faust drohte; er hob die Kranke auf und legte ihr Haupt dahin, wo die Füße gelegen hatten. Dann gab er ihr das Kraut ein, und alsbald regte sich das Leben von neuem.

Der Tod, als er sich zum zweiten mal um sein Eigentum betrogen sah, ging mit langen Schritten auf den Arzt zu und sprach: „Es ist aus mit dir, und die Reihe kommt nun an dich,“ packte ihn mit seiner eiskalten Hand so hart, dass er nicht widerstehen konnte, und führte ihn in eine unterirdische Höhle. Da sah er, wie tausend und tausend Lichter in unübersehbaren Reihen brannten, einige groß, andere halb groß, andere klein. Jeden Augenblick verloschen einige, und andere brannten wieder auf, also dass die Flämmchen in beständigem Wechsel zu sein schienen. „Siehst du,“ sprach der Tod, „das sind die Lebenslichter der Menschen. Die großen gehören Kindern, die halbgroßen Eheleuten in ihren besten Jahren, die kleinen gehören Greisen. Doch auch Kinder und junge Leute haben oft nur ein kleines Lichtchen.“ - „Zeige mir mein Lebenslicht,“ sagte der Arzt und meinte, es wäre noch recht groß. Der Tod deutete auf ein kleines Endchen, das eben auszugehen drohte, und sagte: „Siehst du, da ist es.“ - „Ach, lieber Pate,“ sagte der erschrockene Arzt, „zündet mir ein neues an, tut mir's zuliebe, damit ich König werde und Gemahl der schönen Königstochter.“ - „Ich kann nicht“, antwortete der Tod, „erst muss eins verlöschen, eh' ein neues anbrennt.“ - „So setzt das alte auf ein neues, das gleich fortbrennt, wenn jenes zu Ende ist“, bat der Arzt. Der Tod stellte sich, als ob er seinen Wunsch erfüllen wollte, langte ein frisches, großes Licht herbei, aber weil er sich rächen wollte, versah er's beim Umstecken absichtlich, und das Stöck-

chen fiel um und verlosch. Als bald sank der Arzt zu Boden und war nun selbst in die Hand des Todes geraten.

Quelle: August 2018;

www.grimmstories.com/de

Humoristische Weisheiten aus einer anderen Welt



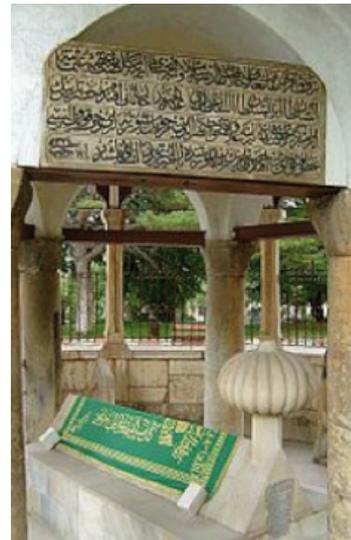
Statue von Nasreddin auf dem Esel in einem Vergnügungspark in Ankara.

Solange du nicht drinnen liegst

Der Hodscha wird gefragt: »Auf welcher Seite des Sarges muss man bei einem Begräbnis gehen? Vor dem Sarg, dahinter, rechts oder links davon?«

»Die Seite spielt keine Rolle«, antwortete der Hodscha, »solange du nicht drinnen liegst!«

Nasreddin (türkisch خواجه الاديّن نصر *Nasreddin Hoca, İA Nasreddin Hoca*) ist der Name des prominentesten Protagonisten humoristischer prosaischer Geschichten im gesamten türkisch-islamisch beeinflussten Raum vom Balkan bis zu den Turkvölkern Zentralasiens. Seine historische Existenz ist nicht gesichert; es wird angenommen, dass er im 13./14. Jahrhundert in Akşehir im südwestlichen Anatolien gelebt hat.



Nasreddin-Hoca-Mausoleum (Türbe) in Akşehir

Quelle: August 2018; de.wikipedia.org

Buchempfehlungen

Das Leben nehmen. Suizid in der Moderne.

von Thomas Macho

Thomas Macho ist Professor für Kulturgeschichte an der Humboldt-Universität Berlin und präsentiert uns zahllose Fallgeschichten so wie Beispiele aus der Literatur-, Film-, Kunst- und Philosophiegeschichte. Seine Zusammenschau ist wie eine große Wundertüte, die belegt, wie sehr sich Menschen von der Antike über das Mittelalter bis heute mit diesem Thema beschäftigt haben. Eine seiner Erkenntnisse: Es gibt suizidkritische und suizidfaszinierte Kulturen. Wir leben gerade in einer suizidfaszinierten Gesellschaft. Denn: „Der eigene Tod gilt immer häufiger als ‚Projekt‘, das vom Individuum selbst zu gestalten und zu verantworten ist. Wer sich das Leben nimmt, will es nicht mehr nur auslöschen, sondern auch ergreifen und ihm neue Bedeutung geben.“

Ein ausgesprochen lehrreiches, lesenswertes Buch, das diskret und nicht moralisierend über ein menschheitsgeschichtliches Phänomen Auskunft gibt.



Thomas Macho: *Das Leben nehmen. Suizid in der Moderne*. Berlin (Suhrkamp Verlag) 2017, 530 Seiten, 28,00 Euro

ESSAIS

von Michel de Montaigne



„An den Leser

Dieses Buch, Leser, gibt redlich Rechenschaft. Sei gleich am Anfang gewarnt, dass ich mir damit kein anderes Ziel als ein rein häusliches und privates gesetzt habe. Auf deinen Nutzen war mein Sinn hierbei ebenso wenig gerichtet wie auf meinen Ruhm – für beides reichen meine Kräfte nicht aus. Es ist vielmehr meinen Angehörigen und Freunden zum persönlichen Gebrauch gewidmet, damit sie, wenn sie mich verloren haben (was bald der Fall sein wird), darin einige meiner Wesenszüge und Lebensumstände wiederfinden und so die Kenntnis, die sie von mir hatten, zu einem anschaulicheren Bild vervollständig bewahren können.

Wäre es mein Anliegen gewesen, um die Gunst der Welt zu buhlen, hätte ich mich

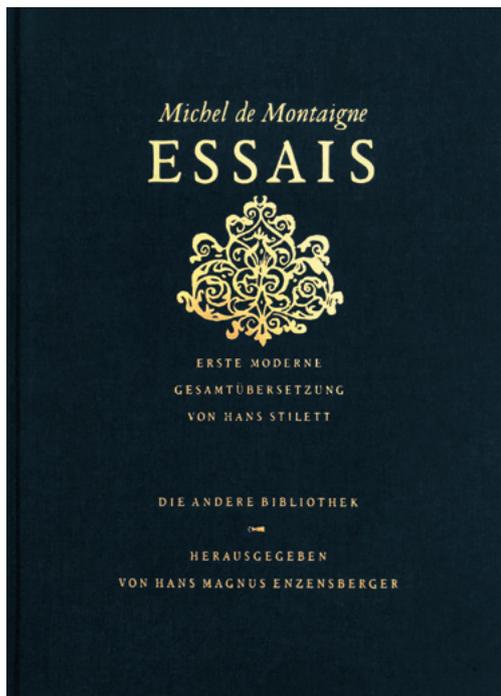
besser herausgeputzt und käme mit einstudierten Schritten daherstolziert. Ich will jedoch, dass man mich hier in meiner einfachen, natürlichen und alltäglichen Daseinsweise sehe, ohne Beschönigung und Künstelei, denn ich stell mich als den da, der ich bin. Meine Fehler habe ich frank und frei aufgeschrieben, wie auch meine ungezwungene Lebensführung, soweit die Rücksicht auf die öffentliche Moral mir dies erlaubte. Hätte ich unter jenen Völkern mein Dasein verbracht, von denen man sagt, dass sie noch in der süßen Freiheit der ersten Naturgesetzte leben, würde ich mich, das versichere ich dir, am liebsten unverhüllt abgebildet haben, rundum nackt. Ich selber, Leser, bin also Inhalt meines Buches: Es gibt keinen vernünftigen Grund, dass du dein Muße auf einen so unbedeutenden, so nichtigen Gegenstand verwendest.

Nun, Gott befohlen!

Geschrieben zu Montaigne, am heutigen März des Jahres eintausendfünfhundertachtzig.“

Michel De Montaigne war Jurist, Politiker, Philosoph und Begründer der Essayistik. Er war zuallererst ein Skeptiker, auch Humanist, dem römisch-katholischen Glauben verbunden sowie Politiker mit Zugang zu den einflussreichen Persönlichkeiten der französischen Monarchie am Ende der Renaissance und zu Beginn der Reformation und der beginnenden Gegenreformation.

Mit seinem Hauptwerk begründete der französische Philosoph und Schriftsteller die literarische Form des Essais und schuf ein Meisterwerk der Weltliteratur. Es sind leidenschaftliche Plädoyers für die Anwendung des gesunden Menschenverstandes in allen Bereichen des Lebens. In der ersten modernen Gesamtübertragung von Hans Stilett, können sie als Denkanstöße zur Lebenskunst wiederentdeckt werden.



Michel de Montaigne: ESSAIS
Erste moderne Gesamtübersetzung von
Hans Stilett, die Andere Bibliothek, 1998,
Hrsg. Hans Magnus Enzensberger

Zwei alte Frauen

von Velma Wallis

Dies ist die Geschichte von zwei alten Indianerfrauen eines Nomadenstammes hoch oben im Norden Alaskas. In einem strengen Winter wird der Stamm von einer Hungersnot heimgesucht. Die Gruppe ist gezwungen, ihr Lager zu verlassen und über Land auf Nahrungssuche zu gehen. Ihr Häuptling beschließt – wie es das Stammesgesetz vorsieht –, die zwei alten Frauen, da sie unnütze Esser sind, zurückzulassen. Keiner wagt, gegen diesen Beschluss aufzubegehren. Allein und verlassen in der eisigen Wildnis geschieht das Erstaunliche: die beiden alten Frauen geben nicht auf, sondern besinnen sich auf ihre ureigenen Fähigkeiten, die sie längst vergessen geglaubt hatten...

Diese Legende von Verrat, Mut und dem Willen zu überleben wurde von Generation zu Generation überliefert, und auch Velma Wallis hat sie von ihrer Mutter gehört. Sie hat sie mit sparsamen Mitteln zu Herzen gehend eindringlich nacherzählt. Die Illustrationen von Heike Both begleiten und stützen den Text auf besonders einfühlsame Weise.

Die Fabel wird nüchtern - und darum überzeugend - vorgetragen. Jeder Schritt der alten Frauen ist glaubhaft. Weil es zwei Frauen sind, können sie sich, eingegraben im Schnee, aus ihrem Leben (mit Männern) erzählen und kommen sich somit zaghaft menschlich

näher. Die seelischen Wandlungen in der Geschichte - vom anfänglichen Entsetzen, über das Handeln, das Horten von Nahrungsmitteln und schließlich das anfängliche Nicht-abgeben-Wollen von Vorräten an die verhungerten Stammesangehörigen - sind für den Leser durchaus nachvollziehbar. Ein stimmiges Prosawerk, in dem kein Bruch auffällt.



Velma Wallis: *Zwei alte Frauen*,
eine Legende von Verrat und Tapferkeit,
Klein-Verl. Hamburg, 1994

Wörter bauen Brücken

von Gisela Rest-Hartjes

Poesie kann Brücken über Abgründe des Lebens bauen – unzugängliche Wege begehbar machen. Das Handbuch richtet sich an Poesieinteressierte, Trauernde, Kranke ... sowie an Fachkräfte im Gesundheits- und Sozialwesen (Kranken- und Altenpflege, Hospiz und Sozialarbeit u.a.) Es zeigt Anwendungsmöglichkeiten der Poesietherapie systematisch nach Altersstufen, beginnend mit den Kindern und Jugendlichen bis zu alten Menschen kurz vor ihrem Sterben. Durch eine reichhaltige Materialsammlung im zweiten Teil des Buches ist es Lehr- und Lesebuch zugleich. Auf diese Weise wird die Palette der Alternativtherapien bereichert und intensiviert. Eine ausführliche Liste kommentierter Literaturhinweise bietet ein breites Angebot zu Vertiefung und Weiterarbeit.

Gisela Rest-Hartjes:
Schriftstellerin und Lyrikerin, geb. 1942 am Niederrhein; Studium der Germanistik, Anglistik und Pädagogik in Münster und Dortmund. Seit 1976 Poesietherapie mit Kindern und Jugendlichen, seit 1991 mit Erwachsenen und seit 1996 mit Hörgeschädigten. 1989 Lyrikpreis im TIP (Theater im Pott), Oberhausen. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Poesiepädagogik, Sozial- und Friedensarbeit, Lyriktherapie bei Schwerkranken, Trauernden u.a.

Buchveröffentlichungen: Am Brunnen der Oase, 1992; Mit dem Wind, 2008.

Gisela Rest-Hartjes war im Oktober 1985 eine der Gründerinnen von OMEGA – mit dem Sterben leben e.V., überregionale Hospizvereinigung. Sie hat die Ehrenamtlichen mit ihrer Poesietherapie, ihren Texten und in Schreibwerkstätten begleitet.



Gisela Rest-Hartjes: **Wörter bauen Brücken**,
Handbuch zur Poesietherapie,
Books on Demand, Norderstedt 2005

Blaubeerblau

Fernsehfilm von Rainer Kaufmann



Handlung

Fritjof ist ein „schüchternes Muttersöhnchen“, der – neben zwei Assistentinnen – als einziger verbliebener Angestellter im Architekturbüro von Corinna Mühlbauer arbeitet. Eines Tages wird er jedoch jäh aus seinen Beobachtungen gerissen, als seine Chefin ihm aufträgt, in einem Hospiz Vermessungsarbeiten durchzuführen. So will sie endlich wieder an einen großen Auftrag für ihr wirtschaftlich schwächelndes Büro gelangen.

Fritjof ist zunächst bei dem Gedanken überhaupt nicht wohl, mit dem Tod konfrontiert zu werden.

Geschockt von der täglichen Präsenz mit dem Tod freundet sich Fritjof mit einigen Bewohnern an, so auch mit einer alten Dame, Frau Fahrenholtz. Gemeinsam mit ihr schaut er fern und genießt dabei einen schmackhaften Blaubeerwein. Auf seine Frage, wo derart leckere Blaubeeren wachsen, wird er von der alten Dame

jedoch harsch angefahren: „Ihr Nachgeborenen, macht euch gefälligst selbst auf die Socken!“. Kurze Zeit später verstirbt die alte Dame. Fritjof ist schockiert und kündigt seine Arbeitsstelle, um sich fortan um Hannes zu kümmern.

Frithof erfährt wenig später vom Leiter des Hospizes, dass Frau Fahrenholtz ihm ein Vermächtnis hinterlassen hat. Auf einer Karte sind Koordinaten in einem Wald eingezeichnet. Zusammen mit der Urne der Verstorbenen macht er sich auf die Suche nach der Stelle. Dort angekommen findet er einen Blaubeerstrauch und ist fortan bereit, sein Leben selbst zu gestalten.

„Blaubeerblau‘ lief 2012 im Rahmen der Themenwoche ‚Leben mit dem Tod‘ im Ersten, und man kann diesen Beitrag, sensibel und mit großer Leichtigkeit in Szene gesetzt von Rainer Kaufmann, durchaus verdienstvoll nennen. Berührungängste sollen abgebaut werden, und das gelingt. Ohne zu verschweigen, dass der Tod ein Skandal ist und bleibt, geht es dem Film um die Frage, was gutes Sterben sein könnte oder sein sollte und was Sterbebegleitung für die Überlebenden bedeuten kann.“

Blaubeerblau, Fernsehfilm von Rainer Kaufmann, Uraufführung am 29. Juni 2011 auf dem Filmfest München, die Erstaussstrahlung im deutschen Fernsehen am 21. 11.2012

überGehen – Lebensgrenzen, Todesbilder & Abschiedskultur

Ulrich Greb / Felix Mannheim (Hg.)

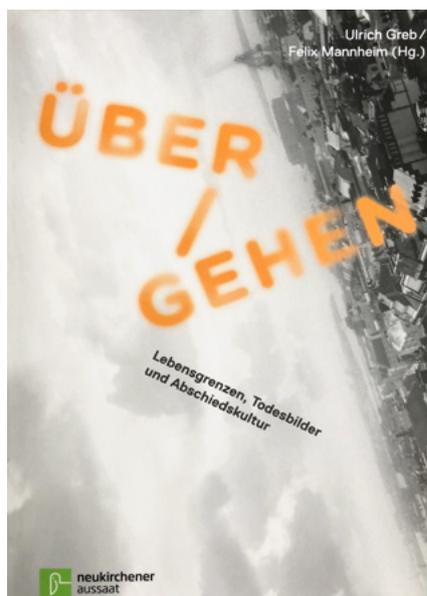
Nicht mehr fit ist fast schon tot – oder neue Lebensperspektiven gerade durch Todesnähe?

Jenseits von Klischees und Tabuisierungen erzählen Experten und Menschen mit besonderen Erfahrungen von ihrem Umgang mit den großen Lebensfragen rund um das Thema Sterben. Vom Wunsch lebenslang zu trauern, Tod in der Alltagskultur, Leben-Schweben zwischen Handtäschchen und Schühchen – und dem Zauber einer Pizza. Eine Spielzeit lang hat das Schlosstheater Moers an der Grenze zwischen Leben und Tod geforscht. Dieses Buch versammelt die Impulse der Reihe „überGehen – Lebensgrenzen, Todesbilder und Abschiedskultur“ und bietet eine Grundlage für eigene Gedanken zu einem unvermeidlichen Weg. U.a. mit Beiträgen von: Anne und Nikolaus Schneider, Petra Gehring, Marianne Kloke, Fritz Roth, Andrea von Hülsen-Esch, Schwester Mediatrice Nies, Klaus Bremen, Jürgen Schmude und Interviews mit jungen Menschen, die als Kinder oder Jugendliche lebensbedrohlich erkrankt waren oder es noch sind. Teil des Buches sind ein Handapparat mit Tipps und Ansprechpartnern für Betroffene und die 45-minütige Film-Dokumentation „Bis zum Tod und weiter – Theater und Lebensgrenzen“ von Andrzej Klamt auf DVD.

Ulrich Greb, geb. 1959, studierte Germanistik und Philosophie in Bochum. Seit

1990 arbeitet er als Regisseur, 2003 wurde er Intendant des Schlosstheater Moers. Dort etablierte er ein Theaterkonzept, in dessen Zentrum die Verbindung künstlerischer und sozialer Initiativen liegt und das zum Ziel hat, verdrängte Themen in den öffentlichen Diskurs zu bringen.

Felix Mannheim, geb. 1981, studierte Journalistik und Politikwissenschaft in Dortmund. 2006 begann er als Dramaturg am Schauspiel Dortmund, von 2010 bis 2012 war er leitender Dramaturg am Schlosstheater Moers. Ab Sommer 2012 arbeitet er u.a. für das mct – media consulting team Dortmund.



Neukirchener Verlagsgesellschaft mbH, Neukirchen-Vlyn, 2012, ISBN 978-3-7615-5932-1

Materialien für den Unterricht

Der Verein „OMEGA – Mit dem Sterben leben e.V.“ hat umfassendes Unterrichtsmaterial herausgegeben, mit dem sich Lehrer/innen und Schüler/innen in Grundschule, Sekundarstufe 1 und Sekundarstufe 2 mit verschiedenen Facetten des Umgangs mit Sterben und Tod auseinandersetzen können.

Alle Einheiten sind altersgerecht und angebunden an Lehrplaninhalte. Die Einheiten bestehen aus didaktischen Hinweisen für die Lehrer/innen, Informationstexten und Arbeitsblättern. Sie zielen darauf, dass die Schüler/innen sich Informationen aktiv aneignen und kreativ und handlungsorientiert mit ihnen umgehen. Dabei ist ein Ziel, Halbwissen und Ängste durch die fundierte Beschäftigung und eigene Gedanken zu ersetzen.

Ebenfalls Teil des Unterrichtsmaterials sind mehrere Filme, u.a. aus dem Kinderhospiz Regenbogenland in Düsseldorf sowie eine Reportage, die den Weg eines gerade Gestorbenen nachgeht, sowie Interviews mit u.a. der Philosophin Petra Gehring und der Theologin und Pädagogin Martina Plieth.

Die Unterrichtseinheiten sind mit didaktischen Begleittexten, Informationstexten, Arbeitsblättern und Filmen so angelegt, dass sie mit ihren Schüler/innen sofort arbeiten können. Dabei zielen die Einheiten darauf, dass die Schüler/

innen sich Informationen aktiv aneignen und kreativ und handlungsorientiert mit ihnen umgehen. Die Arbeitsaufträge folgen oft dem Modell Think-Pare-Share und regen zu variantenreichen und kreativen Annäherungen an die behandelten Fragen an. Das Material ist weder konfessionell noch weltanschaulich gebunden. Die Einheiten räumen mit Mythen auf, können Ängste nehmen – und sollen zur eigenständigen Auseinandersetzung mit zentralen Fragen aus den Grenzbereichen des Lebens anregen. Ziel ist ein offener Umgang mit oftmals tabuisierten oder in Klischees behandelten Themen.

Das Unterrichtsmaterial wurde in Zusammenarbeit mit OMEGA von der Agentur „mct – media consulting team“ (web-Adresse) in Dortmund entwickelt. mct hat seit vielen Jahren Erfahrung in der Erarbeitung handlungsorientierter Unterrichtsmaterialien und entwickelt unter anderem Infotexte und Arbeitsblätter für den „KiRaKa“ und „Planet Schule“ (WDR/SWR).

Kontakt:

Wir freuen uns sehr, wenn Sie mit dem Material arbeiten. Wenn Sie Fragen haben oder uns ein Feedback mitteilen wollen, melden Sie sich gerne bei Inge Kunz von OMEGA e.V. unter 02871-30413, inge.kunz@web.de oder www.omega-ev.de

Kostenloser Download: www.omega-ev.de/index.php/unterrichtsmaterial

Ballade, ein gesungener Text. Da die hundertprozentige Wahrscheinlichkeit des Endes so manche trübe Gedanken aufkommen lassen könnte, ein passendes Couplet zum Aufheitern:

In fünfzig Jahren ist alles vorbei

von Otto Reutter



*Friedrich Otto August Pfützenreuter –
Otto Reutter – wurde am 24. April 1870 geboren,
starb am 3. März 1931*

1. Denk' stets, wenn etwas dir nicht gefällt:
„Es währt nichts ewig auf dieser Welt.“
Der kleinste Ärger, die größte Qual
Sind nicht von Dauer, sie enden mal.
Drum sei dein Trost, was immer es sei:
„In fünfzig Jahren ist alles vorbei.“

2. Und ist alles teuer, dann murre nicht,
Und holt man die Steuer, dann knurre nicht.
Und nimmt man dir alles, dann klage nicht,
Und kriegst du den Dalles, verzage nicht –
Nur der, der nichts hat, ist glücklich und frei,
Und in fünfzig Jahren ist alles vorbei.

3. Und ist auch ein anderer klüger als du,
Dann sei nicht dämlich – und lach' dazu.
Was nützt sein Wissen – stirbt der vorher,
Bist du am nächsten Tag klüger als der.
Wer da weiß, dass er nichts weiß, weiß vielerlei –
Und in fünfzig Jahren ist alles vorbei.

4. Und geht zu 'nem andern dein Mägdelein,
Dann schick' ihr noch 's Reisegeld hinterdrein.
Und bist du traurig, denk' in der Pein:
„Wie traurig wird bald der andere sein.“
Dem macht sie's wie dir — die bleibt nicht treu
Und in fünfzig Jahren ist alles vorbei.

5. Und siehst du 'ne Zeitung, dann schau nicht hin,
Es steht ja doch bloß was Schlechtes drin.
Und schafft dir die Politik Verdruss:
Es kommt ja doch alles, wie's kommen muss.
Heut' haben wir die, morgen jene Partei
Und in fünfzig Jahren ist alles vorbei.

6. Und stehst du nervös am Telefon
Und du stehst und verstehst da nicht einen Ton,
Oder bist beim Zahnarzt – wenn er dich greift
Und dich mit dem Zahn durch die Zimmer schleift,
Und er zieht und er zieht und bricht alles entzwei –
In fünfzig Jahren ist alles vorbei.

7. Und platzt dir ein Knopf – am Hemd zumeist –
Und hast du ein Schuhband, das stets zerreißt –
Und hast 'ne Zigarre du, die nicht zieht,
Und hast du ein Streichholz, das gar nicht glüht:
Nimm' noch 'ne Schachtel, nimm' zwei oder drei,
In fünfzig Jahren ist alles vorbei.

8. Und fälscht man dir Schokolade und Tee,
Und verspricht man dir echten Bohnen-Kaffee,
Und du merkst, dass der Kaffee – wie schauderbar! –
Eine bohnenlose Gemeinheit war,
Dann schließ' die Augen und sauf' den Brei –
In fünfzig Jahren ist alles vorbei.

9. Und sitzt in der Bahn du ganz eingezwängt,
Und dir wird noch 'ne Frau auf den Schoß gedrängt,
Und die hat noch 'ne Schachtel auf ihrem Schoß,
Und du wirst die beiden Schachteln nicht los,
Und die Füße werden dir schwer wie Blei:
In fünfzig Jahren ist alles vorbei.



Bronzeskulptur von Otto Reutter im Gardelegen

10. Und führst 'nen Prozess du – ertrag' die Qual.
Und hörst du 'ne Oper – sie endet mal.
Und hast du Magenweh und musst 'raus
Und da ist schon jemand, dann harre aus.
Wie lang es auch dauert, der Platz wird frei –
In fünfzig Jahren ist alles vorbei.
11. Und bist du ein Eh'mann und kommst nach Haus,
Halb drei in der Nacht – und sie schimpft dich aus,
Dann schmeiß dich ins Bette und sag': „Verzeih',
Wär' ich zu Hause geblieben, wär's auch halb drei.“
Und kehr' ihr den Rücken und denk': „Nu schrei!
In fünfzig Jahren ist alles vorbei.“
12. Und stehst du hier oben als Humorist,
Obwohl du bei den Zeiten traurig bist,
Und du merkst, dein Vortrag gefällt nicht recht,
Und du selber findest die Verse schlecht,
Sing' immer weiter die Litanei:
In fünfzig Jahren ist alles vorbei.
13. Und fürchte dich nie, ist der Tod auch nah,
Je mehr du ihn fürcht'st, um so eh'r ist er da.
Vorm Tode sich fürchten, hat keinen Zweck,
Man erlebt ihn ja nicht, wenn er kommt, ist man weg.
Und schließlich kommen wir all an die Reih' –
Und in fünfzig Jahren ist alles vorbei
14. Drum: Hast du noch Wein, dann trink' ihn aus,
Und hast du ein Mäd'el, dann bring's nach Haus
Und freu' dich hier unten beim Erdenlicht.
Wie's unten ist, weißt du – wie oben nicht.
Nur einmal blüht im Jahre der Mai
Und in fünfzig Jahren ist alles vorbei –

Du Rindvieh, dann ist es vorbei!



Titelbild

„Der selbstsüchtige Riese“

OMEGA-Benefizprojekt

„Der selbstsüchtige Riese“ von Oscar Wilde. Ein märchenhaftes Geschenk für Kinder und Erwachsene.

„Sieben Jahre ist der selbstsüchtige Riese bei seinem Freund, dem Menschenfresser, zu Besuch gewesen. In dieser Zeit ist in seinem Garten viel passiert: Zwischen den Blumen und Bäumen spielten nach der Schule die Kinder. Als der Riese wieder nach Hause kommt und das fröhliche Treiben sieht, wird er wütend. Er baut eine riesige Mauer um seinen Garten, um diesen für sich wieder allein zu haben. Doch der Winter kommt und will nicht mehr gehen ...“

Was passiert, damit am Ende doch wieder Wärme und Licht einkehren, das erzählt das Musikmärchen, das der Komponist Stefan Heucke nach einem Text von Oscar Wilde geschrieben hat. Die professionelle Aufnahme haben die Pianisten Andreas Grau und Götz Schumacher im WDR-Studio eingespielt. Die Erzählerin ist Bettina Böttinger.

Alle Künstler dieses eindrucksvoll interpretierten Märchens verzichteten auf ihre Honorare zugunsten OMEGA e.V. Das Märchenbuch mit CD ist im Schott-Verlag Mainz erschienen und bei OMEGA und im Buchhandel zu erhalten.

Oscar Wilde – Der selbstsüchtige Riese

Buch mit CD; 44 Seiten, gebunden, in Farbe

Preis: 19,95 Euro zugunsten OMEGA e.V.

Erhältlich im Buchhandel oder bei der

Omega Bundesgeschäftsstelle

